

Erinnerungen an Ferdinand Sauter

Von Hermann Loimer

Vorbemerkung

Anlässlich der hundertvierzigsten Wiederkehr von Sauters Todestag hat der Verfasser bereits 1994 im 134. Band der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, S. 585–614, unter dem Titel „Ferdinand Sauter — Ein Wiener Original aus Salzburg“ eine Biografie des Poeten veröffentlicht. Mehrere Funde in Wiener und Salzburger Archiven und Bibliotheken haben während der inzwischen verflossenen Jahre bisher Unbekanntes aus Sauters Leben und Nachleben zu Tage gefördert. Diese Findlinge sollen jetzt, zweihundert Jahre nach Sauters Geburt und hundertfünfzig Jahre nach seinem Tod, vorgestellt werden.

*So welk' ich ohne Früchte,
Ein Efeu sonder Stab,
Und sterb' zuletzt und flüchte
Mich einsam in das Grab.*

Ferdinand Sauter: *Allein*

Im Herbst 1854 wurde der nichtamtliche Teil der österreichischen Tageszeitungen von zwei Themen beherrscht: den Depeschen über die Kampfhandlungen auf der Halbinsel Krim und den Berichten von der Cholera in der Residenzstadt Wien. — Die mit dem Osmanischen Reich verbündeten Franzosen und Briten hatten sich mit den russischen Heeren schon seit Monaten blutige und für beide Seiten verlustreiche Schlachten geliefert. Sebastopol wurde belagert und zur Übergabe aufgefordert; doch die Russen widerstanden und verteidigten tapfer diese strategisch wichtige Stadt. Mit Häme berichteten die Zeitungen von der schwachen Leistung des britischen Heeres und seiner schlechten Führung, priesen den heldenhaften Widerstand und die heroischen Ausfälle der Eingeschlossenen, vermieden aber jegliche vordergründige Parteinahme für einen der beiden Streitteile. Zar Nikolaus I. hatte auf die Unterstützung Österreichs gehofft im Gegenzug für die Hilfe, die Russland während der Revolution 1848 vor allem in Ungarn geleistet hatte. Doch der Dank des Hauses Habsburg blieb aus. Offiziell war Österreich neutral, unterstützte aber indirekt die alliierten Gegner der Russen. — Der Krimkrieg war das zentrale Tagesgespräch in Wien. Doch der einzelne Bürger fühlte sich nicht direkt betroffen von den Kampfhandlungen auf den fernen Schlachtfeldern, die weit hinter der wilden Walachei lagen. Einen aktuellen Bezug hatte der Krieg dennoch: Die Reihen der einander bekämpfenden Armeen wurden nicht nur von feindlichen Kugeln gelichtet, sondern nicht minder von einer Choleraepidemie. Das Gespenst der Cholera ging auch im herbstlichen Wien um und erschreckte die Bevölkerung zutiefst.

Am 5. Oktober hatte die „Wiener Zeitung“, „um übertriebenen Gerüchten zu begegnen und vorzubeugen“, mitgeteilt, dass in mehreren Vorstädten Erkrankungen an der Brechruhr vorgekommen seien, dass man aber, „obwohl sie in den letzten Tagen an Zahl zugenommen haben, noch in keinem Punkte eine derartige Verbreitung erlangten, um ihr Auftreten als epidemisch bezeichnen zu können“. Doch im Laufe weniger Tage hatte die Krankheit bereits „epidemischen Charakter“ angenommen, zu deren Beobachtung und Bekämpfung am 10. Oktober eine aus Ärzten, Beamten und Politikern bestehende Sanitätskommission „in Wirksamkeit gesetzt“ wurde. Die Kommission veröffentlichte als Erstes eine umfangreiche „Belehrung über das Verhalten während der gegenwärtigen Brechruhr-Epidemie“, erteilte genaue diätetische und sanitäre Ratschläge und erinnerte daran, dass „die Gemüthsruhe der vorzüglichste Beschützer der Menschheit gegen alle Krankheiten“ sei. Die rasche Verbreitung des Übels lasse auch ein schnelleres Erlöschen desselben erhoffen.

Die Cholera war eine junge epidemische Krankheit; sie hatte die Stadt Wien erstmals im Frühjahr 1831 erreicht und kam im 19. Jahrhundert mangels hygienischer Vorsorge in mehreren pandemischen Wellen immer wieder. Das Trinkwasser war durch die Senkgruben verseucht, im Frühjahr und Herbst staute sich der Unrat in den undichten Kanälen und wurde zu Brutstätten der Krankheitserreger. Erst 1873, als die Hochquellenwasserleitung in Betrieb genommen wurde, war der Cholera in Wien der Nährboden entzogen.

Im Herbst 1854 suchte man die Ursachen der Krankheit noch anders zu erklären. Viele sahen sie als ein unabwendbares Schicksal an. Die Kirche nutzte die Angst vor der Seuche, um ihr schwindendes Sozialprestige zu verbessern, und predigte, es stünde in keines Menschen Macht, ihr Einhalt zu gebieten. Auch Wissenschaftler suchten Erklärungen und kamen nicht selten zu abstrusen Ergebnissen. So behauptete der Vorsteher des kaiserlich-königlich physikalisch-astronomischen Hofkabinetts zu Wien und Doktor der Philosophie, „daß der Sauerstoff zur Zeit einer Cholera-Epidemie nicht mit der normalen Menge von Elektrizität geladen ist, so daß die Elektrizität der Sauerstoff-Atome nicht den für den menschlichen Organismus nöthigen Grad von Spannung hat“, ließ seine Erkenntnisse am 31. Oktober in der „Wiener Zeitung“ abdrucken und bat die Fachleute „um baldige Prüfung im Interesse der Menschheit“. Einige Tage danach erteilte ihm ein Fachkollege in derselben Zeitung eine herbe Abfuhr.

Literarische Reaktionen auf die Epidemie blieben nicht aus. Der Wiener Schriftsteller Ludwig August Frankl¹, der sich schon mit den Satiren „Hippokrates und die moderne Schule“ und „Hippokrates und die moderne Medizin“ als für Gesundheitsprobleme literarisch zuständig ausgewiesen hatte, pries sein in Knittelversen und Trimetern gefasstes neuestes Werk „Hippokrates und die Cholera“ „zu einer Zeit, wo Heiterkeit und Gemüthsruhe vor Allem noththun, als eine höchst zeitgemäße doppelt erwünschte Lektüre an“. Mehr Ernst, innere Sammlung, christliche Seelenruhe und

fromme Gesinnung setzte bei den Lesern ein in der Mechitaristen-Kongregations-Buchhandlung erhältliches wohlfeiles Erbauungsbüchlein voraus: „Die / Cholera-Epidemie. / oder: / Einzig wahres Schutzmittel gegen Furcht / und Angst vor dieser Seuche. / Eine der Gefahr gegenüber Herz und Gemüth stärkende / gemeinnützige Abhandlung / von / Eduard von Ambach.“

Die Sanitätskommission warnte eindringlich vor den in vielen Tageszeitungen angepriesenen „Haus- und Präservativmitteln gegen die Brechruhr“ und verfügte die Bestrafung „aller jener Individuen, die Medikamente entweder gesetzwidrig verschleifen oder geistigen Getränken eine besondere Heilkraft zuschreiben“. Dem Publikum wurde dringend empfohlen, bei den ersten Symptomen der Brechruhr die Zeit nicht mit Selbstkuren und Hausmitteln zu verlieren, sondern sogleich „ärztlichen Rath und Beistand“ zu suchen. Für die Behandlung armer Erkrankter standen eigens von der öffentlichen Hand honorierte Ärzte zur Verfügung, deren Wohnungen während der Nachtzeit „durch nach außen gekehrte beleuchtete Laternen von rothem Glase bezeichnet werden“. Doch der schwungvolle Handel mit allerlei „probaten Essenzen, Tinkturen und Liqueuren“ ging unaufhaltsam weiter. Mit der Angst war ein gutes Geschäft zu machen, wurde doch die Bevölkerung Wiens alltäglich in den Rapporten der Sanitätskommission von der Anzahl der bisher Erkrankten, der Genesenen, der in Behandlung Befindlichen und der bedrohlich wachsenden Zahl von Verstorbenen unterrichtet. Bis Ende Oktober waren bereits 1055 Personen der Seuche zum Opfer gefallen. Einer davon war, wie die „Ost-Deutsche Post“ am 1. November berichtet, der „durch seine lyrischen Gedichte und seine originell-abenteuerliche Persönlichkeit in Wien bekannt gewesene“ Ferdinand Sauter.

Schon im Jahre 1831 hatte Sauter mit der Cholera seine Erfahrung gemacht, ohne jedoch selbst zu erkranken. Er war jung und kräftig, befand sich bei bester Gesundheit, und sein Arzt und Freund Dr. Zeidler, dessen Tochter Hedwig von Ferdinand verehrt wurde, hatte ihn beraten und über die schreckliche Zeit geholfen, von der Franz Grillparzer in seinem Tagebuch vermerkte: „Als an einem Tage anderthalb Hundert erkrankten und verhältnismäßig viele daran starben und noch dazu alle aus den besseren Ständen, ward das Entsetzen allgemein.“ Im Herbst 1854 war die Seuche dank wesentlich verbesserter ärztlicher Betreuung zwar weniger bedrohlich als 1831, aber niemand war vor ihr sicher. Jeder versuchte sich vor der Krankheit so gut zu schützen, wie er es verstand. Die Sanitätskommission hatte in weiser Voraussicht und in Kenntniss der Wiener Sitten und Gebräuche bereits in ihrer ersten Kundmachung mitgeteilt: „Der mäßige Genuß geistiger Getränke wird nur denjenigen empfohlen, die an den Gebrauch derselben gewohnt sind.“ Ferdinand Sauter durfte sich zu diesem privilegierten Personenkreis zählen und empfand es wohl als Einladung, seiner Gewohnheit nach — mäßig ist, woran man gewöhnt ist — allabendlich Bier, Wein, Punsch und Kognak zu trinken. Dazu schluckte er in panischer

Angst viele der von seinen Freunden angepriesenen Mittel, um vor der Cholera sicher zu sein. Doch diese abwegige Praktik tat seinem in vielen durchzechten Nächten geschwächten Körper nicht gut. Am 29. Oktober, einem kalten, regnerischen Herbsttag, hatte er am Begräbnis des zwei Tage vorher an der Cholera verstorbenen Schriftstellers Joseph Sigmund Ebersberg² teilgenommen und den Kondukt auf den Friedhof in Hernals³ begleitet, obwohl er kein Freund des hartnäckigen Reaktionärs gewesen war. Es ist anzunehmen, dass die Ausdünstungen der Leiche bei den schlecht verschlossenen Särgen für Sauter den letzten Anstoß zum Ausbruch der Krankheit gegeben haben, bei dessen Lebensweise und mangelnder Hygiene es ein Wunder gewesen wäre, wenn die Krankheit ihn nicht ereilt hätte. Als man sich nach dem Leichenbegängnis im Wirtshaus traf, war dem Freund und Arzt Dr. Kudlich⁴ bereits die Besorgnis erregende Verfassung Ferdinand Sauters aufgefallen. Gemeinsam mit zwei anderen Freunden des Dichters, dem Bildhauer Alexander Schmidt⁵ und dem Schriftsteller Zacharias Lecher⁶, brachte er den Todkranken zu Bett. Sauter wohnte damals an der Hernalser Hauptstraße 63, in einem engbrüstigen, zweistöckigen Haus mit einer Front von nur drei Fenstern, das grau und düster war und dessen Erdgeschoß zur Gänze eine Leichenbestattungsunternehmung einnahm. Als sich sein Zustand immer mehr verschlechterte, trugen ihn seine Freunde um elf Uhr nachts mit der Tragbahre in das Hernalser Notspital⁷ am Ortsausgang, schon gegen den Vorort Dornbach gelegen. Am 30. Oktober 1854, um 2 Uhr morgens, hauchte Ferdinand Sauter seine Seele aus.

Um Sauters Tod ranken sich mehrere Legenden, die aber jeglicher realer Grundlage entbehren. So behauptete der Wiener Journalist Friedrich Schlögl⁸, der Ferdinand persönlich gekannt hatte, 1884 in seinen Erinnerungen und Aufzeichnungen „Ueber Ferdinand Sauter den Dichter und Sonderling“, der Dichter sei sterbend im Liniengraben aufgelesen und in das Hernalser Notspital gebracht worden. Dem widerspricht das Zeugnis von Zacharias Lecher, welcher vom Begräbnis Ebersbergs bis zu Sauters Tode in der Nähe seines Freundes Ferdinand gewesen ist. Offenbar wollte Schlögl den populären Sauter in das Umfeld des einst aus einer Pestgrube gezogenen „Lieben Augustin“ stellen. — Auch eine andere Behauptung, welche bei Julius von der Traun⁹ erstmals 1855 im Vorwort der von ihm herausgegebenen „Gedichte von Ferdinand Sauter“ gedruckt und von Friedrich Schlögl zum Teil übernommen worden ist, muss in das Reich der Fabel verwiesen werden. Julius von der Traun schreibt, ein Freund habe den Totengräber gebeten, eine Locke von Sauters Haaren abzuschneiden, er „werde sie des anderen Tages abholen. Als er sie des anderen Tages abverlangte, erzählte der Todtengräber, eine schwarzgekleidete Dame, 40–50 Jahre alt, habe die Locke bereits in Empfang genommen. Niemand weiß, wer diese Dame war.“ — Friedrich Schlögl spricht nur von dieser geheimnisvollen Dame und weiß nichts von einem Freund, dem die Locke zugebracht war: „Als Sauter in der Todtenkammer lag, erschien eine verschleierte Dame, kniete vor dem Sarge nieder, betete leise und schluchzte. Mit bebender Stimme erbat sie sich

dann eine Locke vom Haupte des Dichters, und als man ihr das Verlangte gab, griff sie hastig danach, warf noch einen Blick auf den Dahingeschiedenen und entfernte sich mit raschen Schritten. Niemand erfuhr ihren Stand und Namen.“ — Ob der früh kahl gewordene Kopf Ferdinand Sauters noch genügend Haare für eine Locke getragen hat, bleibe dahingestellt.

Von den zahlreichen Nachrufen in den Tageszeitungen, die sich entweder in einer kurzen sachlichen Notiz von Sauters Ableben erschöpften oder in feuilletonistischem Ton die Lebensumstände des Verstorbenen schilderten, sei jene der „Morgen-Post“ herausgegriffen und zitiert, da sie für die Charakterisierung des Dichters bedeutsam worden ist. Die „Morgen-Post“ war ein junges Blatt, 1851 gegründet, hatte versierte Mitarbeiter, war wegen ihres niedrigen Preises von einem Kreuzer sehr populär und wurde wegen ihrer hohen Auflage und meinungsbildenden Kraft von dem bissigen Satiriker Moritz Gottlieb Saphir¹⁰ befehdet. Ein namentlich nicht genannter Journalist, der aber mit Sauter bekannt war, schrieb am Montag, dem 6. November 1854, folgende Glosse:

Die vergangene Woche¹¹

Es ist ein buntes Bild, das Bild der letzten Woche. Leben und Tod; helles Lachen und krampfhaftes Schluchzen; durchsichtige weiße Spitzenröckchen und dunkle Trauerkleider; Theaterzettel, die Possen, Partezettel, die Leichen ankündigen; die Eröffnung eines Theaters durch einen Direktor gewordenen Dichter¹² und das Begräbnis eines Dichters¹³; eine junge spanische Rose¹⁴, eine kindliche Tänzerin „El Ole“ hüpfend und das Fest „Allerseelen“; der erste Frost welcher die Welt des Morgens in einen phantastischen Silberbau verwandelt und die Ankündigung des ersten Konzertes in dieser Saison; der „Müller und sein Kind“¹⁵ und das „Mädl“ oder wie der plötzlich hochdeutsch redende Zettel des Carltheaters sagt: „Das Mädchen aus der Vorstadt“¹⁶; im Burgtheater der Unstern, daß wegen Erkrankung Meixner's „Mein Stern“¹⁷ nicht gegeben werden konnte und im Carltheater als erste Novität das alte Stück: „Der Treulose“¹⁸ Man sieht eine Reihe von Ereignissen, wohl geeignet, Theater und Kirchhöfe zu füllen. Der Kranz, den wir unsern Lesern als getreue „Wochengärtner“ zu binden haben, muß diesmal ein sonderbares Aussehen gewinnen aus Rosen und Immortellen, A stern und Immergrün, den rothen, vom Froste des nahenden Winters schon versengten Früchten der „wilden Rosen“, in Wien „Hetschepetsch“ genannt, und Epheu bestehen.

Doch womit beginnen? Die Wahl ist nicht schwer, die meisten Blumen haben wir im Laufe der Woche unsern Lesern genau bestimmt, man weiß, ob sie organisch gebildet oder mißwachsen, simpel oder blätterfällig sind. Kaum genannt, sind sie auch schon gekannt.

Dies ist jedoch nicht der Fall mit Ferdinand Sauter, dem Dichter, welchen wir zu Grabe gebracht. Wenn wir es unternehmen sollen, in wenigen, leichten Umrissen die Figur des eigenthümlichen, so liebenswürdigen und seinem Aeußern nach doch so abschreckenden Menschen zu zeichnen, so möge man es uns nicht verübeln, daß wir wahr sind. Aus Licht allein besteht kein

Bild, es dürfen die Schatten nicht fehlen und man muß leider beinahe in Rembrandts Manier malen an Sauter's Porträt. — Sauter war ein echter Dichter, ein großes lyrisches Talent — und kaum kennt man außerhalb der literarischen Kreise seine Gedichte! Es sind „verwehte Blätter“, hie und da in Zeitschriften erschienen; nichts konnte den Dichter bewegen, sie zu sammeln, zu ordnen und einen Verleger zu suchen — und vielleicht schwer oder gar nicht zu finden, wie das in Wien schon so zu gehen pflegt. Wie wir hören, hat ein Freund¹⁹ sich der Mühe unterzogen, die Gedichte herauszugeben und so wird Sauter bald den Platz in Oesterreichs Dichterreihe einnehmen, der ihm gebührt. — War Sauter eigentlich als Dichter nicht populär, so gibt es doch von ihm zwei — wie sollen wir nur sagen, da wir nicht Gedichte sagen mögen — zwei Versreihen, die in Wien in gewissen Kreisen, welche dem hiesigen Wirthshaus- und Kaffeehausleben nicht fremd sind, allbekannt wurden. Es sind dies Sauters eigene Charakteristik: „Immer lustig lebt der Sauter, Alles was er hat, verhaut er, wie ein Vogel Strauß verdaut er u.s.w.“ und das Lied: „Auf der Gassen“ — zwei Produkte, in toller Laune geboren vielleicht in einer Bierschenke von Hernals oder Lerchenfeld, die auch sofort aus einem Gasthaus in das andere wanderten. — Daß gerade die Gesellschaft das mindest Werthvolle von Sauter als Lieblingspiece aufgenommen, das ist doch nur die Schuld der Gesellschaft.

So war es auch mit dem Menschen Sauter. Als Erscheinung gehörte er zu den populärsten in Wien, in Lerchenfeld und Hernals kannte ihn beinahe jeder Freund und Verehrer des Bieres und des „Heurigen“; man lachte über seine tollen Einfälle und Witze, besprach seine Eigenthümlichkeiten, sein sehr verwahrlostes „Aeußere“ — um sein tief empfindendes Herz, seine feine poetische Empfindung kümmerten sich Wenige. Die sie aber entdeckten die schlossen sich ihm innig an, hingen an ihm „trotz alledem, und alledem“ mit Freundschaft und Hingebung und blieben ihm treu bis an sein Ende.

Sauter war 51 Jahre alt geworden, er starb an der Cholera, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn er nicht daran gestorben wäre. Sorge für seinen Körper und Diät, das waren zwei Sachen, die er nicht kannte. Wie oft ging er im strengsten Winter im einfachen Rocke herum, und dieser hatte Oeffnungen genug aufzuweisen, um dem Winde freien Durchzug zu gestatten. Sein Hemd und seine Cravatte flohen einander, stets sah man beide auseinandergehen, und des Rockes Futter liebte er in flatternden Fähnchen zu tragen. Sein Hemd wollen wir nicht berühren. Sauter's Kleidung, wenn er sie neu vom Schneider bekommen hatte, was selten zu geschehen pflegte, sah am andern Tage schon sehr dem Leibe anpassend aus. Einmal nur schämte sich Sauter seiner Kleidung. Er war vor Kurzem im Spitale krank gelegen; als er genesen, dasselbe in seinem schlechten Rocke verlassen mußte, und ihn die Wärterinnen scheinbar ansahen — da schämte er sich und kaufte schnell einen neuen Rock. Sauter wohnte beinahe im Kaffeehause und Wirthshause. Wenige können sich rühmen, von ihm am häuslichen Heerde empfangen worden zu sein. Im Bierhause blieb er bis spät in die Nacht, auch pflegte er an einem Abende mehrere zu besuchen, denn er trank gerne viel Bier und verschmähte auch nicht guten

Wein in reichlichem Maße. Daß eine solche Lebensweise, man mag darüber denken, wie man will, wenigstens nicht geeignet war, in der gegenwärtigen Zeit gesund zu erhalten, das scheint einleuchtend zu sein. — Wie Alles an ihm, so war auch sein Benehmen in den letzten Tagen eigenthümlich. Sauter fühlte sich wenige Stunden vor seinem Tode unwohl und kam hilfessuchend zu einem Arzte, seinem Freunde, den er leider nicht traf. Er eilte fort, und da auf dem Wege erhielt er ein Schreiben von seinem Vorgesetzten — Sauter war in den letzten Jahren Privatbeamter — der von seinem Unwohlsein erfahren und ihm Hilfe, Geld und sonstige Unterstützung anbot. Das freute den armen, durch diese Theilnahme tief ergriffenen Mann so sehr, daß er sein Unwohlsein ganz vergaß, in ein Kaffeehaus eilte, den Freunden voll Jubel den Brief zeigte und, leider Gott, auch wieder in ein Bierhaus ging und trank! Das hatte ihm, wie man zu sagen pflegt, „den Rest gegeben“. Todkrank wurde er fortgebracht. — —

Sauters Kopf gehörte zu den interessantesten. Eine hohe, breite, kräftige kühn gewölbte Stirne, spärliche, lange, rückwärts fallende Haare, zwei nicht große schwarze Augen, voll Feuer und Beweglichkeit, eine feine gebogene Nase und die Umrisse des Kopfes edel und harmonisch. So sehr auch Sauter gegen seinen Körper gewüthet und darauf losgehämmert — das edle Metall dieses Goldgefäßes, die frühere wunderschöne Form war nicht zu vernichten. In seiner Jugend soll er übertoll gewesen sein; einmal machte er mit Freunden eine Landparthie, stieg auf einen Felsen, wettete: daß er in die beträchtliche Tiefe hinabspringen werde, und ohne die Antwort abzuwarten, sprang er und konnte sich nicht mehr erheben. Er hatte den Fuß gebrochen und hinkte seit der Zeit. Später war er ruhiger geworden, in der letzten Zeit sogar still. Nur manchmal blinzelte er pfiffig mit den Augen, das Anzeichen eines demnächst einschlagenden Witzes, dann machte er einen Scherz und lachte stets selbst dazu, so recht vom Herzen, hell und laut. Unverändert aber liebte er Bier und Wein, Lerchenfeld und Hernals. In Hernals wohnte er zuletzt, da dichtete er, speiste und trank er und da liegt er jetzt begraben. Sauter ist so recht an dem „alten Wien“ zu Grunde gegangen; leichtsinnig, lustig in den Tag leben, wenn man selbst nichts hat, auf die Freundschaft anderer bauen und das höchste Ziel des socialen Lebens im Kaffee- und Wirthshause erblicken! Sauter war seinem Aeußeren nach einer der cynischsten Poeten die gelebt haben, ein Dichter in Lumpen.

In diesem Menschen sprang ein Quell, frisch, rein und unmittelbar neben einem trüben und schmutzigen; man sollte kaum glauben, daß der Schöpfer der Gedichte „der letzte Baum“ und „Blätterrauschen“²⁰ das Lied: „auf der Gassen“ dichten könnte, wenn nicht solche Naturen schon öfter gelebt hätten. Der Kern ist edel, verwahrloste Erziehung und schlechter Umgang bilden die Hülle. Doch muß man sagen, hat Sauter selten sein Talent zu unreinen Zwecken gemißbraucht; die Poesie war ihm eigentlich heilig, der Diamant, den er im Innersten eingeschlossen hielt. Er empfand aber nicht nur tief und zart, sondern seine Form war auch immer rein, er war immer Künstler. Zumeist besang er die Natur, den Frühling und den Herbst. Aber seine Natur, seine

Bäche und Bäume waren belebt von Nymphen und Dryaden. Wenn er Elegien schrieb auf den welkenden Wald, da sickerte durch die Blätter eine Ader, die hinwies auf die Menschheit und ihr Ringen. Und wenn er klagte, daß die Axt bald den letzten Baum fällen werde, da war es ihm das höchste Gut der Menschheit, das er bedroht wähnte! Selbst wenn Sauter stundenlang beim Bier gesessen, brach sich oft eine solche Stimmung Bahn. Es sind noch nicht drei Wochen, als ihn Schreiber dieser Zeilen zufällig in einem Gasthaus traf. Sauter war in froher Stimmung. Plötzlich zog er ihn an sich und sagte: „Mit der Poesie geht es zu Grabe, der Materialismus siegt, Eisenbahnen und Dampfschiffe ruinieren das Reich der Fantasie.“ Eine solche Idee beim Biere! Aus solchen Widersprüchen bestand der Mann! Nun sind sie erlöst. Uns sind die Werke eines der feinsten Geister geblieben, und daß sie Viele kennen zu lernen suchen mögen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Ferdinands ältester Bruder, der im Jahr 1848 zum Kreis- und Bezirksarzt von Salzburg bestellte Dr. Anton Eleutherius Sauter²¹, las dieses Feuilleton und war sehr verstimmt. Ihm war nicht so sehr an einer Ehrenrettung des Verstorbenen gelegen. Ferdinand war und blieb das schwarze Schaf der Familie. Die Geschwister hatten den Bruder zwar nie fallen gelassen, hatten öfter mit Kleider- und Geldspenden ausgeholfen, Anton war ab und zu für wenige Tage nach Wien auf Besuch gekommen, hatte aber sonst auf sichere Distanz geachtet. Nun musste der allzeit korrekte Staatsdiener lesen, dass sein Bruder ein Dichter in Lumpen war, einer der zynischsten Poeten, die gelebt haben, das Produkt verwahrloster Erziehung, ein leichtsinniger Mensch, der sein Lebensziel in Kaffee- und Wirtshäusern suchte und seinen Körper vernachlässigte. — Den Fakten konnte Anton nicht widersprechen, aber auf die Sautersche Familienehre durfte kein Schatten fallen. Er griff im Jänner 1855 zur Feder und schrieb die folgenden

Beyträge zur Biographie des Dichters Ferdinand Sauter²²

Dessen Großvater väterlicher Seits, Wundarzt zu Mattsee bey Salzburg, war ein Schwabe aus Günzburg bey Ulm; der Vater ein talentvoller lebhafter Mann, ausgezeichneter Violinspieler und Dichter, wie anliegendes schönes Gedicht²³ „Die Seeligkeit der Liebe“ (das einzige, was sich in seinen Nachlässen vorgefunden) beweist; war Fürst Erzbischöfl. Rath Kämmerer und Pfleger zu Werfen im Pongau, wo Ferdinand, das 4^{te} seiner 6 Kinder²⁴ am 6^{ten} May 1804 geboren wurde. Die Mutter, eine Bräuerstochter von Tittmoning bey Salzburg, war eine schöne, kräftige, verständige und tieffühlende Frau, und die liebevollste, sorgfältigste, aufopferndste Mutter, welche vorzüglich bestrebt war, ihre innige Frömmigkeit und den Seegen des Christenthums auch auf ihre Kinder zu vererben, und sie in Gottesfurcht, Zucht und Sittsamkeit zu erziehen.

Ferd[inand,] ein ungewöhnlich schönes blondlockiges Kind, sah ihr am ähnlichsten, ob seiner Zuthunlichkeit und Schönheit war er das „Goldkind“ der

Eltern. Sehr früh zeigte sich bey ihm sein zerstreutes träumerisches Wesen, und ein oft plötzlicher Wechsel ausgelassener Lustlosigkeit und tiefer Schwermuth, ein heftiges Widerstreben gegen jeden Zwang, und eine so heftige Gemüthsart, daß er sich auf den Boden warf, wenn er nicht erhielt, was er wollte; zugleich aber eine tiefe Gemüthlichkeit und innige Liebe, welche sich vorzüglich bey dem bereits im Jahre 1807 erfolgten Tode des Vaters — (obwohl er erst 3 Jahre zählte) — zeigte, wo er sich auf die Leiche warf, sie mit Thränen bedeckte und mit Gewalt von ihr getrennt werden mußte. Die Mutter begab sich nun mit ihren 5 lebenden Kindern, 4 Söhnen und einer Tochter (von ½ bis 7 Jahren) nach Salzburg. Ferdinand besuchte dort die deutschen und 4 ersten Gymnasial-Klassen, in welchen er jedoch bey seiner Unachtsamkeit in der Schule, und wenigem Fleiße einen nur mittelmäßigen Fortgang machte.

Vom [Jahre] 1810–12 verwaltete die Mutter das Landgut des Vaterbruders²⁵ in der Nähe²⁶ von Salzburg bey dessen häufiger Abwesenheit, und Ferdinand verlebte hier im Schooße der herrlichsten Natur seine Knabenjahre, wie er selbst in beyliegenden Briefen²⁷ schildert. Die Mutter niedergedrückt durch den so frühen Tod des geliebten Vaters, den häuslichen Frieden liebend und sehend, daß mit Ferdinand in Güte das Meiste, durch Strenge wenig auszurichten sey, gab seinen Ungestüme, seiner Genäschigkeit wohl mehr nach, als ihm gut war, wenigstens lernte er bey ihrer so liebevollen Behandlung die für ein solches Gemüth doppelt schwere Kunst Selbstbeherrschung nicht, indem sein starrer Eigensinn nicht gebrochen wurde. Seine zwey älteren Brüder, — Anton k.k. Bezirksarzt zu Salzburg, der seinen Namen als Botaniker durch seine Verdienste um die Flora seines Vaterlandes verewigt, und Andrä, k.k. Forst- und Bergrath zu Hall wegen seiner Verdienste um das Forstwesen Tirols mit 2 Verdienstorden ausgezeichnet — kamen früh in Konvikte; Ferdinand verlebte seine Jugend mit seinem um 1 Jahr jüngeren talentvollen Bruder Ludwig am mütterlichen Heerde, und da sich seine Talente später entwickelten, fing er zugleich mit ihm die Schule zu besuchen an, der sehr gute Fortschritte machte; was, so wie die geistige Superiorität und das gesetztere Wesen, dessen rege Eifersucht bey aller sonstiger Liebe häufig verletzte, jedoch nicht vermochte, ihn zu größerer Achtsamkeit und mehr Fleiß anzuspornen. So ein liebevolles, tiefführendes Herz er hatte, so verletzte er doch oft durch Heftigkeit und Starrsinn seine Mutter und Geschwister, so wie er oft Gefallen daran fand, die Thiere zu quälen. In seiner Zerstreutheit und Unbesonnenheit beging er oft die lächerlichsten Streiche, so daß die Mutter seinetwegen sehr besorgt war.

In der 5^{ten} Schule (Poesie) setzte er sich plötzlich in den Kopf nicht mehr fortzustudieren und zur Handlung zu gehen. Da alles Zureden nichts fruchtete, so gab ihn die Mutter zu einem Kaufmann in die Lehre, der mit ihm zufrieden war. Nach vollendetem Lehrjahre nahm ihn der Vormund, damals Pfle[ger] ...

Hier fehlt ein Blatt im Autograf. Es fehlen sowohl die Nachrichten über Ferdinands kurzen Aufenthalt bei seinem Vormund, Pfleger am Landgericht Haag im Hausruckviertel, als auch die anschließenden Jahre bei

einem bisher unbekanntem Kaufmann in Wels. Ein glücklicher Fund im Salzburger Landesarchiv ermöglicht es nunmehr, die Lücke zumindest teilweise zu schließen. Ein Schlüssel zu diesem bisher wenig erforschten Abschnitt aus Ferdinand Sauters Leben liegt im Verlassenschaftsakt²⁸ seiner Mutter verborgen. Beim Ableben von Katharina Sauter²⁹ war Ferdinand noch minderjährig. Um das Erbe antreten zu können, bat er mit einem Gesuch vom 20. Oktober 1825 aus Wien, welches dem Akt beiliegt, das „Hochlöbl: K: K: Stadt= und Landrecht Salzburg ehrfurchtsvoll um eine Altersnachsicht von 2 Jahren und 5 Monaten, die hieraus erfolgende Entlassung von der Vormundschaft und um die hohe Bewilligung der Extradition und fernerer Verwaltung seines väterlichen und mütterlichen Vermögens gegen auszustellende Quittung und Schadloshaltungserklärung“. Zur Begründung gibt Ferdinand an, „daß er das 21te Jahr seines Alters zurückgelegt“ habe, dass „er bey Herrn Thomas Motschnig in Wels durch 3 Jahre practicirt, und nun sich bey Anton von Pachner in Wien in Condition befinde; er konnte also die erforderliche Communication mit der Vormundschaft nicht ohne großen Kostenaufwand, welchen zu vermeiden ihm der geringe Betrag seines Vermögens gebiethet, pflegen“. Der Vormund Andreas Seethaler³⁰ befürwortete mit seiner Unterschrift und dem Zusatz „vollständig genehmigend“ das Ansuchen seines Mündels, dem am 31. Januar 1826 von der Behörde stattgegeben wurde.

Ferdinand Sauters Welser Arbeitgeber Thomas Motschnigg³¹ war ein angesehenener Patrizier. Im Jahr 1813 kaufte er das Haus Stadt 105 (heute Stadtplatz 36/Schmidtgasse 12) und 1817 das Haus Stadt 51 (heute Stadtplatz 11/Hafergasse 2), wo er als bürgerlicher Kaufmann sein Kontor für Tuch, Schnittwaren und Papier³² führte. Thomas Motschnigg war Lichtamtsverwalter, Bauverwalter und Ehrenmitglied-Hauptmann der Welser Bürgergarde. Seit 11. Februar 1817 war er mit Theresia geb. Helmhart verheiratet. Am 9. März 1817 erhielt er das Bürgerrecht der Stadt Wels. Als der angesehene Kaufmann am 11. Mai 1843 im Alter von 62 Jahren an „Zehrfieber und Folgen der entartenden Eingeweide“ verstorben war, wurde er zwei Tage danach in einem Begräbnis erster Klasse unter Begleitung der Welser Bürgergarde und mit den Klängen der Musikkapelle zu Grabe getragen.

Es ist nicht überliefert, wo Sauter in Wels gewohnt hat. Da die Bediensteten dazumal wie ein Familienmitglied behandelt wurden und von ihren Dienstgebern Kost und Quartier erhielten, so lebte vermutlich auch der „Commis“ Ferdinand im Hause des Kaufmannes Thomas Motschnigg (Stadt 51)³³, das geräumig genug war. Frau Theresia Motschnigg wird auch jene gebildete Frau gewesen sein, die an ihm nach der Mitteilung des Julius von der Traun³⁴ Mutterstelle vertreten und den wissbegierigen Jüngling mit Lektüre versehen hat. Ferdinand fühlte sich glücklich und schrieb begeisterte Briefe an seinen Bruder Anton und den früheren Hauslehrer Jodok Stülz³⁵. Doch allmählich legte sich die Freude, und die Eintönigkeit des Alltags drückte auf sein Gemüt. Ein Brief³⁶ an seinen Bruder Anton zeigt deutlich Ferdinands düstere Stimmung. Er schreibt: *Meine hiesige Lage wird mir mit*

jedem Tag lästiger, indem ich zu diesem Geschäft, das ein Schusterjunge eben so gut oder besser versehen mag als ich, gar nicht taue, und ich es leider erkennen muß, daß bei diesem ewigen Nichtsthun auch mein Eifer und meine Wißbegierde erkalten. Leider wählte ich diesen Stand in einer Zeit, wo mir die reifliche Ueberlegung fehlte, und es fiel auch Niemandem bei, mich prüfen zu helfen oder mir zu widerrathen!

Ferdinand floh aus der ihn bedrückenden Enge der provinziellen Kleinstadt und ging im Herbst 1824 für immer nach Wien. Er hatte bereits in Thomas Motschniggs Geschäft Beziehungen zum Handel mit Papier bekommen. Es ist daher anzunehmen, dass er durch die kommerziellen Verbindungen des Welser Prinzipals auch seinen ersten Wiener Arbeitgeber, den Eigentümer der Klein-Neusiedler Papierfabrik, Anton von Pachner, kennengelernt hat. Es überrascht nämlich, wie schnell er nach seiner Abreise aus Wels eine Anstellung in Wien hat finden können.

Doch nun zurück zu den Beiträgen Anton Sauters zur Biografie seines Bruders Ferdinand:

...] und wer ihn kennt, kann ihm die Achtung seines edlen Gemüths nicht versagen.

Er war damals bey aller Excentricität ein strebsamer Junge voll guten Willens, voll der besten Vorsätze, jedoch zerfallen mit seinem Schicksale, indem er je mehr sich sein Talent entwickelte, desto schmerzlicher seine gedrückte Stellung als Handlungs Commis fühlte.

Im Herbst 1824³⁷ kam er unvermuthet zu seinem ältesten Bruder in Wien, wo er bald einen Plaz in einer Papierhandlung erhielt und nun mit ersterem 2 und 1½ Jahr mit seinem jüngsten Bruder³⁸ zusammen lebte. Die Lektüre der Werke von Schiller, Göthe, Jean Paul etc. regte seinen Geist mächtig an. Während dieser Zeit des glüklichen Zusammenlebens war er größtentheils heiter und oft ausgelassen lustig und kindisch; nur selten erfaßte ihn seine Schwermuth; ein schmerzliches Gefühl seiner Unzufriedenheit mit sich selbst, seinem Mangel an Selbstbeherrschung und seinem unstäten Wesen, wobey er dann durch Kälte und Starrsinn gegen seine Brüder sich zur Qual und Strafe deren Liebe zu entfremden suchte.

Als nun sein ältester Bruder in Salzburg 1826 eine Anstellung³⁹ erhalten und auch sein jüngster Bruder ihn verlassen wollte, um dort privat zu studieren, steigerte sich dessen Schwermuth fast zur Verzweiflung; (Sieh hierüber beyliegenden Brief⁴⁰ Ludwigs) so daß Ludwig besorgt, er möchte sich das Leben nehmen — wie er den auch einmal Einschnitte in seinen Arm machte — oder den Verstand verlieren, in Wien blieb, bis sich sein Gemüthszustand beruhigt hatte, und nach den Ferien wieder nach Wien zurück kehrte, wo er ihn heiterer wiederfand, selbst bald an Lungensucht erkrankte und im März 1827 starb; wie Ferdinand ihn geliebt und verehrt, zeigen dessen berührende Briefe⁴¹.

Nach dessen Tode hielt ihn die Achtung und Liebe zur Braut⁴² seines ältesten Bruders in seinen großen Schmerzen um seinen geliebtesten Bruder, der ihm

stets ein liebevoller Mentor und Schutzengel gewesen, noch aufrecht, und er schüttete gegen sie sein von Liebe und Schmerz überquellendes Herz $\frac{1}{2}$ Jahr lang in fast wöchentlichen Briefen aus. Seine früheren oftmaligen Extravaganzen (wie er z. B: statt bey der Thüre hineinzugehen durch's Fenster auf die Altane stieg, wobey er Arm und Bein riskirte) machten nun einer großentheils trüben Gemüthsstimmung Platz, wozu sich bey seiner überwiegenden Sinnlichkeit und dem Mangel an Selbstbeherrschung wahrscheinlich in Folge schlecht gewählten Umgangs eine schmerzliche Zerrissenheit seines Innern gesellte, wofür er sich wieder durch sonderbares Benehmen gegen erstere, durch wochenlange Entfernung, sich selbst zu strafen suchte. In dieser Zeit 1828 versuchte er sich, in der Poesie noch des Metrums kundig, zuerst in beyliegendem Gedichte⁴³ an einen blinden Mann, — den Vater der Familie Häußler welche er öfter besuchte — und die sein Dichtertalent sicherlich anregte.

Nachdem er im Jahre 1829 durch Verheurathung seines ältesten Bruders auch die letzte moralische Stütze verloren hatte, verfiel er, noch stets ein Kind geblieben und ohngeachtet seines stark ausgeprägten Unabhängigkeits=Gefühls stets einer unsichtbaren liebevollen Leitung und eines moralischen Halts benöthigend bey dem Drängen seiner Leidenschaften und der Schwäche seiner Willenskraft von neuen in verzweiflungsvolle Kämpfe, über welche Stülz⁴⁴ unter 11^{ten} July 1828 an mich schrieb: „So lange Ferdinand noch kämpft und das thut er gewaltig, kann er noch siegen; im Herzen fühlt er das gewaltige Bedürfniß des Siegens. Alles Uebrige steht in Gottes Händen. Traurig steht es allerdings um ihn und gefährlich und er macht auch mir nicht wenig Sorgen. Thun läßt sich vor der Hand nichts; zweifle ob Du oder ich persönlich viel ausrichten würden. Seine Sprache in Deinem Briefe ist die eines Verzweifelten, aber wie es scheint, eines der sich zwingt, sich verzweifelt zu glauben.“

Um seinen kindlichen Glauben durch Umgang und Lektüre gebracht, im Zwiespalt seines durch fromme Erziehung und Uebung zartgestimmten Gewissens mit den Drängen seines „bösen Dämons“ (wie er ihn bezeichnet) verfiel sein Leben nun einem innerem Sturme, der, wie er sich vor 20 Jahren⁴⁵ schon aussprach, nur mit seinem Leben endete, und in welchen er sich um sein besseres Gewissen zu betäuben, von Zerstreuung in Zerstreuung, von Genuß in Genuß stürzte. Nach baldiger Aufzehrung seines kleinen ererbten Vermögens, bey dem Unvermögen seiner Sinnlichkeit, vorzüglich seinem Gaudium, etwas zu versagen, stets in Geldnöthen und die äußere Erscheinung gering achtend, vernachlässigte er sich auch äußerlich immer mehr.

Als er durch den Wechsel seines Prinzipals seinen Dienst im J[ahre] [1]839 verlor und ungeachtet des ihm von mir gemachten Antrages auf eine Kanzleypraxis in Mittersill⁴⁶ im Salzburgischen, Wien nicht verlassen wollte, mußte er sich bloß durch Abschreiben seinen Unterhalt verschaffen; daher er oft große Noth litt, oft hungrig sich zu Bett legte; deßohngeachtet theilte er seinen letzten Kreuzer und sein letztes Hemd mit seinen Freunden, die nicht immer die gewähltesten waren, und seine Güte oft mißbrauchten, ~~so daß er selbst nichts zu Leben hatte.~~⁴⁷

Während dieses Jahres machte er eine Reise durch's Salzkammergut — (auf der er bey Hallstadt über eine Mauer fiel und sich das linke Hüftgelenk derart quetschte, daß er seitdem hinkte) — zur Schwester⁴⁸ nach Lungau und zum ältesten Bruder nach Ried⁴⁹, der ihn so verändert fand, daß er ihn nicht mehr erkannte; bedeutend gealtert, verwildert, etwas glatzkopfig, übrigens noch der alte so liebenswürdige, als unselbstständige und sich nichts versagen können-de Mensch.

Durch des Dichters Halm⁵⁰ gütige Verwendung erhielt er, nach Wien zurückgekehrt, eine Bedienung bey der Brandassekuranz mit anfangs 300 fl., die im Verlauf der Zeit auf 500 fl. erhöht wurden.

Bey meinem letzten Aufenthalt in Wien im Jahre 1846 fand ich in ihm sein altes liebendes Herz, jedoch auch seinen alten Mangel an Willenskraft und Entsagung. Wenn auch sein Äußeres und sein Zimmer nicht gerade ordentlich waren, so glich er damals doch keinem Lumpen, und wenn er auch gerne ein gutes Glas Bier oder Wein trank, so war er darin mäßig. Seit dem hat er mir nur ein paarmal, wenn er Geld zur Kleidung brauchte geschrieben, was ich ihm jederzeit schickte.

Wenn die schonungslose Schilderung in der Morgenpost vom 6^{ten} November vorigen Jahres nicht übertrieben ist, so muß er seitdem immer mehr dadurch, daß er sich dem Trunk ergab, verkommen seyn.

Ein trauriges Beyspiel, wohin Menschen mit den besten Anlagen, bey der frömmsten Erziehung, durch Vernachlässigung der Religion und Mangel an Selbstbeherrschung gerathen.

Salzburg im Jänner [1]855

A[nton] Sauter

Hier enden die biografischen Aufzeichnungen, ohne dass Anton Sauter den Namen eines Adressaten nennt. Höchstwahrscheinlich hat er sie für Dr. Julius Schindler geschrieben, der noch im selben Jahr unter dem Namen „Julius von der Traun“ eine Sammlung von Gedichten Ferdinand Sauters veröffentlichte und im Vorwort wortwörtlich aus den „Beiträgen“ Antons zitierte. Schindler hatte Ferdinand bereits 1841 während seiner rechtswissenschaftlichen Studien in Wien kennengelernt und war seither mit ihm befreundet. Nach Beendigung des Studiums im Jahr 1843 praktizierte Schindler beim Magistrat der Stadt Steyr und dem Salinenamt in Gmunden. 1845 wurde er Justitiär des mit ihm befreundeten Fürsten Gustav Lamberg zu Schloss Steyr. Schon damals machte er sich einen Namen als Schriftsteller, verwendete aber seiner liberalen Gesinnung wegen und aus Angst vor der Zensur das Pseudonym „Julius von der Traun“. Um der Metternichschen Zuchtrute zu entkommen, hatte er seine oppositionellen Schriften außerhalb Österreichs drucken lassen. Als im Jahr 1850 die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben wurde, trat Schindler in den Staatsdienst über und wurde Staatsanwalt-Stellvertreter in Leoben, später in Graz. Im Jahr 1854 wurde er plötzlich aus dem Staatsdienst entlassen, weil — wie das betreffende Dekret wörtlich sagt —, wenngleich seine Dienstleistung als eine gute und ersprießliche anerkannt werden müsse, „er im Jahre 1848 durch die

Herausgabe der in Steyr erschienenen Zeitung ‚Zwanglose Blätter aus Oberösterreich‘ Principien vertreten habe, welche den gegenwärtigen [1854] Grundsätzen der Regierung nicht entsprechen“. Schindler versuchte nun ein Notariat oder eine Advokatur zu erlangen, aber alle in den Jahren 1854 und 1855 eingebrachten Gesuche wurden abschlägig beschieden. Schindler lebte als Privatmann in Salzburg und erhielt erst 1856 eine Anstellung als Domänenverwalter des Grafen Henckel-Donnersmarck in Wolfsberg im Lavanttal. Er hatte in Salzburg als literarischer Schöngest und arbeitsloser Jurist genügend Zeit, Gedichte seines verstorbenen Freundes Ferdinand Sauter zu sammeln, mit einer biografischen Skizze zu versehen und bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1855 bei Tendler und Compagnie in Wien zu verlegen.

Schindlers Buch erschien in kleiner Auflage und war bald vergriffen. Es wurde sehr unterschiedlich aufgenommen und widersprüchlich beurteilt. Viele Leser waren erfreut, endlich eine stattliche Sammlung von Gedichten des populären Sauter in Händen zu haben, der sich zu Lebzeiten stets gescheut hatte, seine Werke zu publizieren, und nur zögernd einzelne Gedichte in Almanachen und Zeitschriften drucken ließ. Andere aber bemängelten, dass von den populären Gedichten und Liedern, die jedermann kannte und die schon die Spatzen von den Dächern Wiens pfffen, die meisten fehlten. Die reaktionären Zustände in Österreich zwangen außerdem Schindler, der mit seiner eigenen Vergangenheit genug zu kämpfen hatte, die politischen Gedichte aus den letzten Schaffensjahren Sauters zu unterdrücken. Schindler beließ es nicht allein beim Verschweigen eines Großteils von Sauters Schaffen, er verkürzte und veränderte hemmungslos so manches Gedicht, obwohl ihm die Autographen vorgelegen haben müssen. An die Publikation von Sauters beim Wein extemporierten Gstanzen, auf Papierfetzen hingekritzelter erotischer Vierzeiler und anderen Gelegenheitsversen, die in Wien zuhauf die Runde machten, zu denken, war wegen des gutbürgerlich-puritanisch verkrusteten Zeitgeistes von vornherein unmöglich; sie hätten sich allenfalls für einen Privatdruck in limitierter Auflage geeignet⁵¹.

Schindler begründete mit seiner Gedichtsammlung eine mit Fehlern und Auslassungen behaftete Rezeption von Sauters poetischem Werk, die bis heute nachwirkt. Alle späteren Herausgeber, wie Wilhelm Börner oder Hans Deißinger, schrieben von ihm ab oder bedienten sich an Sauters handschriftlich erhaltenen Gedichten nach Willkür, veränderten und unterstrichen Verse oder glichen sie dem Geschmack ihrer Zeit an. Erst Ludwig Laher⁵² unterzog sich bei den Vorbereitungen zu seinem Sauter-Roman „Aufgeklappt“ der Mühe, die zahlreich von ihm zitierten Gedichte Sauters im Original einzusehen, um überlieferte sinnstörende Fehler zu korrigieren und einen auf den Autographen fußenden unverfälschten Text zu veröffentlichen. — Doch dies ist bereits ein Vorgriff auf spätere Ausführungen.

Die Widersprüchlichkeit in der Aufnahme von Schindlers Buch und die Einstellung zu Sauters Persönlichkeit zeigen sich deutlich in einer mit „L.F.“

(wohl Ludwig Frankl⁵³ oder Ludwig Foglár?⁵⁴) gezeichneten Rezension in Adolf Bäuerles Theaterzeitung vom 17. Juli 1855. Dort steht:

Es gehört wahrlich eine Art Heroismus dazu, in unseren Tagen und in Wien „Gedichte“ zu verlegen! und wenn auch die vorliegenden Poesien eines der populärsten Lyriker der Neuzeit, von dem die vaterländische Literatur noch keine selbstständige Sammlung bisher aufzuweisen hatte, einer ungewöhnlich starken Nachfrage gewiß sein dürfen, so wird dies immerhin ein nur verhältnißmäßiger brillanter Erfolg, aber noch keineswegs ein kaufmännisch relevantes Geschäft. Um so mehr muß die Pietät anerkennend gerühmt werden, womit die thätige Verlagsbuchhandlung der Herren Tendler & Comp., welche durch die Herausgabe so mancher gediegenen Erzeugnisse aus verschiedenen literarischen Zweigen den Büchermarkt anständig bereichert hat, die Lücke an unserem heimischen Pantheon auszufüllen sich beeilte, welche bis lange durch den Mangel einer complete[n] Gedichtsammlung Ferd. Sauters bestanden hat. Dieses Buch in seiner äußerst geschmackvollen Ausstattung wird Manchem und Mancher ein lieber unentbehrlicher Begleiter werden, es spricht so warm und lebendig zu Herzen, und die Kritik, welche eigentlich erst unlängst bei Sauters Tode, aber damals gründlich und ausführlich ihr parteiloses Urtheil abgegeben, kann bei Erscheinen dieses Buches nur wiederholen, daß die Lieder unseres Landsmannes in ihrer treuerherzigen Innigkeit und kindhaften Naivetät einen erquickend wohlthätigen Eindruck auf jede[n] empfänglichen Leser machen werden. Manche neue bisher ungedruckte Stücke werden sogar die Freunde und Verehrer des Verewigten überraschen — viele der bekannteren aber leben — kann man sagen — im Munde des Volkes fort. Dagegen vermissen wir manches schöne Lied, dem wir in österr. Journalen begegneten, wie z. B. das schwunghafte: „Frisch, fromm, fröhlich, frei“, eine ohne Zweifel bald verlangte zweite Auflage wird hoffentlich diese fehlenden Stücke, sowie das gewiß interessante Bildnis des Dichters bringen, um dieses Werkchen zu einem nationalen Denkmale auf dem österreichischen Parnasse zu stempeln. In der biographischen Skizze, womit der bekannte Schriftsteller Herr Julius von der Traun das Buch einbegleitet, und welche mit viel edler Wärme für den verklärten Freund geschrieben ist, empfangen wir manch schätzbares Materiale zu dem einst vollkommen auszuführenden geistigen Bilde Sauters, welches wie Alles Geschichtliche den freien Standpunkt der Entfernung in der Zeit und eine Meisterhand erfordern wird.

Damit soll die sehr verdienstliche Arbeit des heutigen Biographen nicht in ihrem Werthe geschmälert werden, ja, sie enthält einzelne reizende Partien und das Ganze liest sich recht wie eine Poeten-novelle — aber die psychologisch-charakteristische Entwicklung dieser gewiß höchst eigenthümlichen Dichter-Persönlichkeit wird uns darin nicht aufgebellt — und sei es gestanden — Sauters Leben schon jetzt völlig rückhaltslos zu schreiben, dürfte eine der schwierigsten Aufgaben für die Zeitgenossen sein und dies zwar aus mehr als einem Grunde! So kennt Schreiber dieser Zeilen viele „Epigramme“ seines Freundes, welche auf Zeitgeschichte und ihre Persönlichkeiten abzielen, ferner humoristische Improvisationen und Vaudevilles — worunter in ihrer Art

kleine Meisterstücke; aber gedruckt werden, könnten sie der Zeit noch nicht. Doch — vielleicht hätte unser Dichter selbst dies niemals gewollt — seine Muse war die des reinen Liedes, die erhielt er sich keusch und untadelhaft — so sehr er auch im Leben Cyniker war. Sauter der Dichter und Sauter der Mensch — wie verschieden, und doch wieder — wie ineinander begründet!

Ferdinand Sauter hatte aus dem Augenblick heraus gewirkt. Wer ihn noch persönlich gekannt hatte, behielt ihn in Erinnerung, so wie er ihn — oft beim Heurigen — erlebt hatte. Die nachrückende Generation übernahm, wenn überhaupt, die stereotypen Eindrücke der Alten: Ferdl als kauzigen Zotenreißer, ulkigen Stegreifdichter und geselligen Zechkumpanen. Viele kannten seine beliebten Aussprüche, wie „Allerweil fidel, fidel“ oder „Verkaufts mei' Gwand, i bin im Himmel“⁵⁵, ohne zu wissen, von wem sie stammten. In Wien änderte sich nach 1860 allmählich die Art der populären Unterhaltung. Solitäre Charaktere waren nicht mehr gefragt. Nunmehr machten sich auf Geld erpichte Volkssänger beiderlei Geschlechts in den Vorstädten breit und unterhielten das Publikum mit ihren oft ordinären Liedern. Allmählich wurde Ferdinand Sauter vergessen. Nur wenige seiner alten Freunde und Helfer behielten ihn in Erinnerung. In den Zeitungen schien sein Name nur mehr selten auf. Ein Bericht allerdings ist es wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Die „Deutsche Zeitung“ brachte am 2. November 1872, dem Allerseelentag, folgende Notiz:

Aus Hernals wird uns geschrieben: „Der im Jahre 1854 in Hernals (an der Cholera) im Gemeinde-Cholera-Spitale verstorbene Schriftsteller Ferdinand Sauter, lebte unter solch drückenden Verhältnissen, daß die [...] Redaction des ‚Wanderer‘ die Kosten des Leichenbegängnisses Sauter's bestritt, dem außer den Redactions-Mitgliedern viele Journalisten und Schriftsteller, darunter unter Anderen J. G. Seidl⁵⁶, J. N. Vogl⁵⁷, beiwohnten. Der nun auch schon längst verstorbene Schriftsteller und Journalist L. J. Semlitsch⁵⁸, zu der Zeit Mitarbeiter des ‚Wanderer‘, eröffnete eine Subscription zur Setzung eines Grabsteines auf dem Ortsfriedhofe von Hernals und das Erträgniß derselben war so befriedigend, daß am nächsten Allerseelentag (1858) ein einfacher Denkstein das Grab Sauter's zierte, mit folgender, wenige Wochen vor seinem Tode von ihm selbst verfaßten Grabschrift:

*,Viel genossen, viel gelitten
Und das Glück lag in der Mitten:
Viel empfunden, nichts erworben,
Frisch gelebt und leicht gestorben.
Frag' nicht nach der Zahl der Jahre
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch.
Deßhalb, Wand'rer! ziehe weiter
Denn Verwesung stimmt nicht heiter.‘*

Als ich heute den alten Ortsfriedhof von Hernals besuchte, fand ich zu meiner Ueberraschung einen frischen Blumenkranz auf dem Denkstein des Dichters und links in der Ecke des Steines folgende mit Bleistift geschriebenen Worte:

*Du bist Mensch und Mann gewesen,
Man kann's aus deinen Schriften lesen
Man liest's auf deinem Leichenstein:
Drum wirst du unvergessen sein.*

Am Sockel des Steines stand: „Noch nicht vergessen.“

Dieser Zeitungsbericht bezeugt, dass Ferdinand Sauters Grab noch gepflegt wurde, und bringt — das muss besonders erwähnt werden — den richtigen Wortlaut der Grabschrift, so wie sie der Dichter selbst — von der Orthografie („deshalb“) und einigen Interpunctionen abgesehen — kurz vor seinem Ableben zu Papier gebracht hat⁵⁹. Sauter wendet sich in dem Gedicht an eine Einzelperson, an einen einzelnen Wanderer. Doch schon Julius von der Traun hatte 1855 die fünfte Verszeile verfälscht und statt „Frag nicht“ den sinnstörenden Plural „Fragt nicht“ eingesetzt. Seither haben sämtliche Herausgeber von Sauters Gedichten diesen Fehler übernommen. Leider ist die verfälschte Fassung noch heute auf dem neuen Grabstein zu lesen. Es wäre an der Zeit, Sauters Ehrenggrab mit der richtigen Inschrift zu versehen.

Allmählich verfiel das Grabmal auf dem alten Hernalser Friedhof. Am 7. November 1877 meldete das „Extrablatt“:

Unter der Ueberschrift: „Ein Vergessener“ schreibt uns ein Freund des Blattes: „Ein vernachlässigtes, vergessenes Grab hat mich gestern wehmüthig gestimmt. Es ist die Stätte, wo Ferdinand Sauter, der berühmte Wiener Dichter, begraben liegt. Nicht eine Blume, nicht ein Grashalm sproßt aus dem verfallenen Grabhügel und selbst an dem heutigen Tage, an dem Tage Aller-seelen, fand sich keine freundliche Hand, die die letzte Ruhestätte eines unserer besten Dichter und Schriftsteller geschmückt hätte. Wohl ist der Leichenstein mit einigen Versen und Denksprüchen von bekannten Schriftstellern und Journalisten (u. z. mit Bleistift) beschrieben, die von Zeit zu Zeit Sauter's Ruhestätte besuchen. Vielleicht genügen diese Zeilen, damit diese Verehrer in Hinkunft dafür sorgen, daß wenigstens an dem Erinnerungstage, an dem wir aller Todten gedenken, dieser traurige Grabhügel in etwas hergerichtet werde? Sauter hätte es wohl verdient!“

Am 2. Dezember 1883 schrieb ein gewisser Emil Hütter, Liquidations-Adjunct der städtischen Haupt-Cassa in Wien, an Friedrich Schlögl, den Journalisten und Bekannten Ferdinand Sauters, auf einer Visitkarte folgendes Memorandum:

Auf dem Alten Hernalser⁶⁰ Friedhof, welcher soeben aufgelassen und demolirt wird, fand ich heute einen Grabstein mit dem Namen: „Ferdinand Sauter“ — u. zw. an der dem Eingangsgitter entgegengesetzten Seit, ungefähr in derselben geraden Richtung wie dieses! — eine vorhanden gewesene Schrifttafel felt nun-

mehr! — Da ich denke, es könnte für Sie von Interesse sein, beeile ich mich dies zur geeigneten Kenntniss zu bringen. —

Auch Anton Langer⁶¹, ein treuer Freund Sauters, erkannte rechtzeitig die drohende Gefahr. Als Herausgeber des in Wien überaus populären, im lokalen Dialekt geschriebenen Volksblattes „Hans Jörgel aus Gumpoldskirchen“ konnte er einen großen Personenkreis ansprechen. Am 17. November 1877 veröffentlichte der „Hans Jörgel“ unter dem Titel „Von einem Vergessenen“ eine biografische Skizze des Poeten, wies auf den schlechten Zustand des Grabes hin und rief zu einer Spendenaktion auf, um die sterblichen Überreste Sauters in den neuen Hernalser Friedhof überführen und ihm ein würdiges Grabmonument errichten zu lassen: [...] *Der Stein is verwittert, zerbröckelt, die Inschrift verwischt, kaum leserlich. Sollen wir die einzige Erinnerung an einen echten österreichischen Dichter ganz zerfallen lassen? Wir brauchen kein Comité, keinen großartigen Sammelapparat, die paar Freunde, die sich noch an den lustigen armen Ferdl erinnern, werden genügen. Ich erlaube mir mit 5 fl. den Anfang zu machen [...]. Auch ein paar Kreuzer werden angenommen und wir werden in die Lage kommen, den Stein nicht nur zu restaurieren [...], sondern wenn eine Uebertragung auf den neuen Hernalser Friedhof erfolgen sollt, werden wir auch das bestreiten können. Es is eine Ehrenpflicht und gewiß wird der echte Wiener derselben gern und dankbar nachkommen.*

Langer war mit seinem Aufruf erfolgreich. Als redlicher Buchhalter veröffentlichte er in den folgenden Nummern seines Blattes ein „Verzeichniß der zur Renovirung von Sauter's Grabstein eingegangenen Beiträge“, meldete die Höhe der erhaltenen Beträge und nannte die Namen der Spender. Ferdinand Sauter war doch noch nicht ganz vergessen, auch die Art seines Reimens war lebendig geblieben, wie die treuherzigen Zeilen beweisen, die einer bescheidenen Gabe von 45 Kreuzer beigefügt waren: *Hans Jörgel is a G'hauter⁶² / Auch auf die Todten schaut er, / A neues Grabmal baut er / Für den vergessnen Sauter. / Wer spenden mag und kann, / Der trete nur heran, / Auch Kleines nimmt man an, / Fünf Sechserln gibt — — Seemann.* — Insgesamt konnte Anton Langer 78 Gulden für die Erneuerung des Grabsteins sammeln und am 2. April 1878 gemeinsam mit Hans von Himmelberg, dem Redakteur der „Vorortezeitung“, folgende Einladung veröffentlichen: *Sonntag, den 7. April 1878 wird die feierliche Uebertragung der irdischen Ueberreste des heimischen Dichters Ferdinand Sauter vom alten auf den neuen Ortsfriedhof in Hernal und die Enthüllung des neuen Grabdenkmales vorgenommen, wozu alle Freunde und Verehrer des Verblichenen zu recht zahlreicher Theilnahme höflichst eingeladen werden.*

Der alte Hernalser Friedhof musste aufgelassen werden, weil man dringend Baugrund für die rasch wachsende Wohnbevölkerung benötigte. Der weitläufig angelegte neue Friedhof wurde außerhalb des Linienwalles errichtet und besteht noch heute.

Am Montag, dem 8. April 1878, meldete die „Morgen-Post“:
 [...] Gestern um halb 12 Uhr Mittags fand die feierliche Uebertragung der irdischen Ueberreste des heimischen Dichters Ferdinand Sauter vom alten auf den neuen Ortsfriedhof zu Hernals statt. Während schon vor der bezeichneten Stunde sich circa 500 Personen theils vor der Kapelle, theils vor dem offenen Grabe eingefunden hatten, harrte der Pfarrer von Hernals, Herr P. Schultheß, [...] in der Friedhofskapelle der Ankunft des Leichenwagens. Als hervorragende Gäste waren der Bürgermeister Herr Elterlein in Vertretung der Gemeinde⁶³, [...] und viele Vertreter der hiesigen Journale erschienen. Zur anberaumten Stunde wurden die irdischen Ueberreste Sauter's in einem von der Firma A. M. Beschorner⁶⁴ unentgeltlich beigestellten prachtvollen, mit Kränzen gezierten Metallsarge in einem von vier Rappen gezogenen Galawagen dahergebracht. Nach erfolgter Einsegnung in der Friedhofskapelle wurde der Sarg zu dem von der Gemeinde Hernals ebenfalls unentgeltlich überlassenen eigenen Grabe⁶⁵ getragen und versenkt. Herr Anton Langer widmete dem verbliebenen Dichter einen warmen Nachruf, dankte Allen, die dazu beigetragen, Sauter eine so schöne Ruhestätte zu verschaffen und schloß mit dem Wunsche, daß derselbe endlich jene Ruhe finden möge, die er weder in seinem Leben, noch in seinem ersten Grabe gefunden. Hierauf trug der Neu=Lerchenfelder Gesangverein „Edelsinn“ den Choral „Die Ehre Gottes“ von Beethoven mit besonderer Präcision vor. Das schöne Grabmonument, [...] trägt dieselbe Grabschrift, die Sauter selbst für sich verfaßte⁶⁶ und ihrer tief empfundenen Worte wegen in Vielen Sympathie für einen vergessenen Dichter, der doch nach Langer's Worten „unser“ war, erregen.

Die Schar derjenigen, die noch persönliche Erinnerungen an Ferdinand Sauter hatten und ihre Erlebnisse und Eindrücke niederschrieben, wurde immer kleiner. Friedrich Schlögl⁶⁷, der neben Ludwig Speidel⁶⁸ und Daniel Spitzer⁶⁹ bedeutendste Wiener Chronist seiner Zeit, hielt am 1. Dezember 1883 in Wien im Bösendorfersaal einen Vortrag über Sauter, den er im Spätherbst 1838 kennengelernt hatte. Er erzählte von seinen Begegnungen mit Sauter beim Heurigen, brachte als Erster die Anekdote über das Zusammentreffen Sauters mit dem präziösen Modedichter Hugo im Salon der Frau von Scheidlein⁷⁰, vermengte aber des öfteren Dichtung mit Wahrheit. Der Text seines Vortrags wurde von der „Deutschen Zeitung“ abgedruckt und erschien 1884 im Verlag von Hugo Engel, Wien und Leipzig, unter dem Titel „Ueber Ferdinand Sauter den Dichter und Sonderling. Erinnerungen und Aufzeichnungen“ als Separatdruck. Die Broschüre zeigte zum ersten Mal auch ein Porträt⁷¹ des Dichters.

Schon Jahre vorher hatte Friedrich Schlögl liebevoll über seinen verstorbenen Freund Ferdinand geschrieben und versucht, Vorurteile zu entkräften. Im Aufsatz „Stille Zecher“, der im Sammelband „Wiener Blut“⁷² Aufnahme gefunden hat, führt er aus: *Dann Sauter! Auch ein Poet von Gottes Gnaden, aber gleichfalls in dem fürchterlichen Costüme eines [...] für die Gesellschaft Verlorenen. Auch ihn nannte man, besonders in literarischen*

Kreisen, den „stillen Zecher“ — Niemand war es weniger als Sauter, der im beständigen Verkehr mit Freunden leben mußte, wenn er nicht — das Leben abschütteln wollte. Der Balladendichter Vogl⁷³ hielt ihn die letzte Zeit noch einigermaßen „aufrecht“ — dann sank er immer tiefer und tiefer ... Friede seiner Asche und eine zweite Auflage seinen Gedichten!

Auch in seinem längst vergriffenen Büchlein „Alte und Neue Historien von Wiener Weinkellern, Weinstuben und vom Weine überhaupt“⁷⁴ gedenkt Schlögl seines Freundes: *Nun, nicht nur fidel, sondern mitunter hyperfidel mag's wohl allwärts und immer [...] in den Gefilden des „G'rebelten“ zugegangen sein, und wenn gar Ferdinand Sauter, der echte Poet des Volkes, seine phantastisch-tollen Vierzeiler losließ und im G'stanzel-Dithyrambus überselig, mit den Fingern schnalzend, begann: „Die Stiefel san z'rissen, / Der Strumpf hat a Loch. / Und da kummt an der Schuster / Jetzt nomal so hoch!“ da scholl von den anderen Tischen in jauchzender Lust die Gegenstrophe herüber und eine helle Lache wirbelte aus hundert Kehlen in die Lüfte ... Der gute, treue, liebe Sauter! Dann wurden ihm wieder plötzlich die Augen feucht, er seufzte auf, fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirne, und still und kleinlaut schrieb er wohl auch auf einem Fetzen Papier ein paar tief empfundene Zeilen nieder, wie etwa das viel citierte, [...] im Weinhauser „Klostergarten“ entstandene Epitaph: Eines doch bedenke Jeder — / Was er thut auch, was er treibt, / Ob mit Hammer oder Feder / Brod er schmiedet oder schreibt: / Daß die Mühsal des Erwerbens / Ihm sein Bestes untergräbt, / Und am Tage seines Sterbens / Keiner weiß, ob er gelebt! — —*

Das Gedenkjahr 1884 brachte einige Zeitungsartikel über Ferdinand Sauter hervor, die aber im Wesentlichen nichts Neues aus des Dichters Leben zu berichten wussten. Allmählich hatte sich das rezipierte Bild Sauters von seiner wahren Persönlichkeit abgehoben und war zur Grimasse erstarrt. Es sei nur ein Feuilleton mit dem Titel „Ein armer Poet“ in der „Konstitutionellen Vorstadtzeitung“ vom 20. August genannt. Der mit dem Kürzel „H.B.“ anonym gebliebene Verfasser zeichnete ein arg verzerrtes Bild des Dichters und nannte ihn sogar einen Bettler. Die Reaktion blieb nicht aus. Am 27. August veröffentlichte dieselbe Zeitung den Brief eines Lesers aus Graz, der es für unbegreiflich hält, Sauter als Bettler zu kennzeichnen, „daß er aber herabgekommen und verwahrlost war, ist Thatsache“. Der Schriftsetzer Friedrich Sauter, ein in Wien wohnender entfernter Verwandter Ferdinands, meldete sich ebenfalls zu Wort und nannte in einem mit 16. September an Friedrich Schlögl datierten Brief den mit „H.B.“ gezeichneten Artikel einen „höheren Blödsinn“.

Im Jahr 1898 erinnerten sich auch die Wiener Papierhändler ihres einstigen Mitarbeiters. — Ferdinand Sauter war von 1825 bis 1839 in der Klein-Neusiedler Papierfabrik mit Sitz in Wien, Schönbrunnerhaus, Ecke Tuchlauben und Milchgasse, angestellt gewesen. Dieses Unternehmen hatte Ignaz Theodor von Pachner, Edler von Eggendorf, im Jahr 1783 mit der Genehmigung „zur Errichtung einer Papierfabrik für feinere, bis dahin aus dem Ausland eingeführte Papiere“ in dem in der Nähe Wiens gelegenen Flecken

Klein-Neusiedl⁷⁵ gegründet. Im 19. Jahrhundert expandierte der Betrieb und wurde allmählich zum größten Papierproduzenten der österreichisch-ungarischen Monarchie⁷⁶. Sauters Arbeitsgeber, Anton von Pachner, selbst ein musisch begabter feinsinniger Mann, der für die Extravaganzen seines Mitarbeiters volles Verständnis hatte, behielt Ferdinand trotz dessen Unzukömmlichkeiten, so lange er selbst in der Fabrik das Sagen hatte. Als der Betrieb in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und effiziente Leistungen gefordert wurden, war für den an keine regelmäßigen Arbeitszeiten gewöhnten Ferdinand Sauter im Betrieb bald kein Platz mehr; er wurde 1839 entlassen. Der nunmehr arbeitslose Dichter rächte sich auf seine Weise für den schmerzlichen Hinausschmiss mit dem „lustigen Trauerspiel in einem Aufzug ‚Die zusammengefallene Fabrik‘“, seiner einzigen bekannten dramatischen Dichtung.

Der Verein österreichischer Papierhändler lud zu der am 6. Mai 1898, abends um ½9 Uhr in Zimmermanns Gasthaus „Regensburgerhof“, Stadt, Lugeck, stattfindenden Ferdinand-Sauter-Feier ein, denn „es gilt zur 94. Jährung seines Geburtstages das Andenken des begabten unglücklichen Dichters zu ehren, welcher durch 14 Jahre (1825–39) unserem Beruf angehörte. Herr Rechnungsrat Friedrich Schlögl⁷⁷ wird die Freundlichkeit haben, nach Aufzeichnungen seines Vaters den Lebensgang Sauters zu schildern und Herr Regisseur Raeder vom Raimund-Theater hat zugesagt, eine Auswahl Gedichte Sauters vorzutragen. Damen sind willkommen.“ — Ein Journalist berichtete über diese Feier: *Die Versammlung hörte mit warmem Antheil die Darbietungen des Vortragenden (über die Lebensgeschichte des unglücklichen Dichters, wie auch einen größeren Theil seiner Dichtung). Der Versammlung wohnte auch der Sauter-Kenner, Herr Magistrats-Beamter Franz Rudolf, bei, welcher voraussichtlich in einigen Jahren, wenn sich der Geburtstag des vergessenen Dichters zum hundertsten Male jährt, eine Erinnerungsfeier in größerem Umfange veranstalten wird. Der Verein österreichischer Papierhändler hat durch seine Veranstaltung hiezu den Anstoß gegeben, mögen weitere Kreise sich ihrer Ehrenschilderung bewusst werden! [...] Ueber Beschluß der Versammlung wurde seitens der Vereinsleitung ein Kranz auf das Grab Sauter's gelegt.* — Der ergreifende Bericht hat leider einen kleinen Schönheitsfehler: Der Vortrag Schlögls hat nie stattgefunden. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt eine Einladung zu der erwähnten Feier, auf der handschriftlich vermerkt steht: „Wegen zu geringen Besuches nicht gehalten.“ — Ein treffliches Beispiel für vorauseilende Berichterstattung!

Vierzig Jahre mussten nach dem Erscheinen von Julius von der Trauns Werk vergehen, bis im Jahr 1895 im Verlag des Wiener Buchhändlers Carl Teufen eine weitere Sammlung unter dem Titel „Gedichte aus dem Nachlass von Ferdinand Sauter“ herauskam. Auf der Titelseite wird nur der Journalist Dr. Karl von Thaler als Verfasser des Vorwortes genannt, der Name des Herausgebers scheint nicht auf, kann aber aus der Einleitung erschlossen werden. Es ist der Landschaftsmaler, Schriftsteller und unermüdliche Sammler von allem, was von Sauter stammt oder an ihn erinnert, Otto Pfeiffer⁷⁸.

Dieser hatte sich nach einem Vortrag, den Friedrich Schlögl kurz vor seinem Tode gehalten hatte, an alle noch lebenden Verwandten Ferdinand Sauters mit der Bitte gewandt, ihm alles zukommen zu lassen, was sie an Manuskripten aus der Hand des Poeten besäßen. Im Nachlass des drei Jahre vorher in Salzburg verstorbenen Ministerialrates Anton Ritter von Guttenberg⁷⁹, dessen Gattin Josepha⁸⁰ die Schwester des Dichters war, fanden sich einige bisher unbekannte Gedichte, die der Sohn des Verstorbenen, Forstrat Adolf Ritter von Guttenberg, dem Bittsteller zur Veröffentlichung übergab. Das Buch Pfeiffers bringt drei Dutzend bisher ungedruckter Gedichte und zwei Bildnisse Ferdinand Sauters, ein von Moritz von Schwind 1828 in Öl gemaltes Jugendporträt und das bereits von Schlögl veröffentlichte Bildnis des gealterten Dichters, dessen Original sich einst im Besitz von Ferdinands ältestem Bruder, Anton, in Salzburg befunden hatte.

Otto Pfeiffer erzählte dem Wiener Journalisten Robert M. Prosl im Jahr 1927 über das Entstehen seines Buches folgendes:⁸¹ Er sei 1894 ins „Goldene Sieb“ in der Preßgasse zu einem Vortrag Friedrich Schlögls über Ferdinand Sauter, den vor vierzig Jahren verstorbenen Dichter und Sonderling, eingeladen worden. — *Gerne folgte ich dieser Einladung, da mich die Lebensschicksale und das Wirken dieses seltsamen Wiener Poeten lebhaft angezogen. Um so mehr bedauerte ich, von Schlögl zu hören, daß es ganz aussichtslos sei, von den zahllosen Gedichten Sauters, die er meist, man könnte fast sagen, aus dem Stegreif hingeworfen habe, mehr aufzufinden, als Schlögl selbst schon gesammelt habe. Auf meine Frage, ob denn von den Verwandten Sauters in Salzburg nichts zu erhalten wäre, erwiderte Schlögl abwehrend, es sei schade um das Porto. Dieser Gedanke ließ mich nicht mehr ruhen. Als ich einige Tage nach dem Vortrag mit dem Hochschulprofessor Adolf R. v. Guttenberg [...] zusammenkam, fragte ich ihn, da ich wußte, daß er aus Salzburg stamme, ob er nicht dort Verwandte des Dichters Sauter kenne. Lächelnd erwiderte Professor Guttenberg: ‚Ferdinand Sauter war mein Onkel, der Bruder meiner Mutter‘, und nahm ein Bild von der Wand, ein Jugendbild Sauters, von Moritz v. Schwind gemalt. Heute schmückt dieses Porträt, das den Dichter als bildhübschen Jüngling zeigt, mein Sauterbuch. Diesem glücklichen Zufall verdanke ich, daß ich mich nunmehr der Sauterforschung mit größtem Erfolg widmen konnte. In kurzer Zeit hatte ich eine ziemlich große Anzahl noch ungedruckter Gedichte Sauters beisammen, die ich 1895 dank dem Entgegenkommen des Buchhändlers Karl Teufen in Druck legen konnte. Auf Wunsch des Verlegers schrieb Dr. Karl von Thaler ein Vorwort dazu, ich blieb bescheiden im Hintergrund, da es mir hauptsächlich auf die Sache ankam. Schlögl war über meinen Erfolg erstaunt und verstimmt und als wir das Auflagenhonorar von 50 Gulden bei einer Festsitzung der ‚Schlöglgesellschaft‘ im ‚Blauen Freihaus‘ verjubilten, ließ sich der alte Schlögl krankheitshalber entschuldigen und nur sein Sohn nahm an der Sitzung teil. — Otto Pfeiffers Erinnerung war offenkundig getrübt, da Friedrich Schlögl senior bereits 1892 gestorben war.*

Als sich 1904 Sauters Geburtstag zum hundertsten Mal jährte, gab Ludwig Wegmann die schmale Broschüre „Ferdinand Sauter. Ein Lebensbild des wienerischen Dichters nach Mitteilungen seiner Zeitgenossen zusammengestellt“ im Eigenverlag heraus. Wegmann hatte Sauter nicht gekannt, er stützte sich vor allem auf das biografische Vorwort im Buch des Julius von der Traun, auf Schlögl's Monografie und bezieht sich auf Mitteilungen einiger noch lebender Zeitzeugen. So schreibt er von einer 82-jährigen Dame aus St. Pölten, deren Mann einst im Kreise der Brüder Much⁸² Sauter kennengelernt hatte: *Er schätzte Sauter als Dichter sehr und erzählte mir oft, daß er deshalb sehr mißmutig sei, weil ihm bei seinen prosaischen Arbeiten keine Zeit bleibe, seinem einzigen Vergnügen, dem Dichten, zu leben; ferner daß er nicht haushalten könne und es ihm mit dem Gelde oft schlecht zusammen-ging. Als wir (mein Mann und ich; ich war damals noch sehr jung) einmal in Wien auf Besuch waren, suchten wir auf dem Wege von der Josefstadt in die Stadt ein Gasthaus auf. Wir fanden dort den alten Onkel der beiden Much, der an einer langen Tafel präsiidierte. Ich wurde allen vorgestellt; da sah mein Mann Sauter und stellt mich auch ihm vor. Er sah mich an und sagte: ‚Schöne Frau ich liebe Sie, und daß ich Sie lieb‘, geht Sie nichts an!‘ Die jungen Leute lachten und ich glaube ‚Bravo Sauter‘ gehört zu haben. Ärgerlich sagte ich zu meinem Mann: ‚Ist dieser Mann ein Narr?‘ Mein Mann lachte und sagte: ‚Nein, das ist der Dichter Sauter!‘ Wir unterhielten uns gut und gingen spät fort; machten aber früher noch aus, in welchem Gasthaus wir uns am nächsten Tag zusammenfinden sollten. Auch Sauter war am nächsten Tag dabei; er sah aber ganz anders aus wie am Vortage, so daß Adolf Much zu mir sagte: ‚Sieh‘ dir doch Sauter an, der hat heute deinetwegen Toilette gemacht, was bei ihm selten passiert, sogar eine neue Halsbinde hat er heute.‘*

Eine andere Episode, „bei der man lachen muß, bei der es einem aber auch das Herz zusammenschnürt“, erlebte der Schriftsteller und Journalist Johannes Nordmann⁸³ mit Sauter. Wegmann schreibt: *Bei einem plötzlich niedergehenden Platzregen suchte Nordmann unter einem Haustor auf der Alserstraße Schutz. Plötzlich sprang unser Dichter in die Einfahrt und man war sich sofort über die Abscheulichkeit des Wetters einig. Sauter rief in tragischem Pathos aus: ‚Ja, mein lieber Freund, was soll denn ich erst sagen — i ziaug aus — da schau her!‘ Und er knöpfte sich den Rock auf und zeigte eine kölnische Pfeife und einen — Stiefelknecht⁸⁴. Das war das Um und Auf seines Besitzes.*

Ludwig Wegmann machte seine Leser mit Ferdinand Sauters „Selbstbiographie“ bekannt, die bisher ungedruckt geblieben war. Leider veränderte und verkürzte er den Text, und alle späteren Herausgeber⁸⁵ übernahmen stereotyp diese verunstaltete Fassung. Deshalb sei hier das Gedicht so wiedergegeben, wie es der Poet einst selbst niedergeschrieben⁸⁶ hat: *Immer fröhlich ist der Sauter, / Treu ist sein Gemüth und lauter, / Tausend Hirngespinnste baut er, / Doch sich selber nicht vertraut er. / Schöne Mädchen gerne schaut er, / Jede Nacht wünscht eine Braut er, / Wie ein Kater dann miaut er. / Gerne speiset Wurst und Kraut er, / Wie ein Russ' ins Essen haut er, /*

*Wie ein Vogel Strauß verdaut er, / Wie ein Ochse wiederkaut er; / In der Dummheit so ergraut er, / Endlich stirbt das Vieh, der Sauter.*⁸⁷

Wegmann veröffentlichte als erster das Gedicht „Zur blauen Flasche“. Sauter hatte es in der letzten Nacht des Jahres 1853 im gleichnamigen Gasthaus⁸⁸ verfasst und dem Wirt geschenkt. Der Enkel dieses Wirts, der nunmehr die „Blaue Flasche“ führte, stellte Wegmann das Originalmanuskript zur Verfügung. Die letzten Verse lauten: *Es rolle friedlich hin das neue Jahr, / Es möge Freund und Feind versöhnt vereinen, / Es möge Niemand an der Seinen Bahr', / Um den Verlust von einem Herzen weinen!* — Es war Ferdinands letztes Silvestergedicht. Das Ende des nächsten Jahres zu erleben, war ihm nicht vergönnt.

Im Kriegsjahr 1918 erschien im Anzengruber-Verlag, Wien und Leipzig, eine von Wilhelm Börner herausgegebene und eingeleitete Sammlung der „Gedichte von Ferdinand Sauter“, die sich stolz als „Erste Gesamtausgabe“ vorstellte. Börner hat einige bisher noch nie veröffentlichte Gedichte Sauters aufgespürt und in seinem Sammelband vorgestellt. Er hatte in die Manuskripte des Dichters Einsicht genommen, jedoch unkritisch auch dessen Abschriften aus den Werken von Matthias Claudius als Sauters Dichtung veröffentlicht. Bevor auf Börnes sogenannte Gesamtausgabe eingegangen wird, sei eine vernichtende Kritik des aggressiven Expressionisten Ernst Lissauer⁸⁹ erwähnt, die in der Halbmonatsschrift für Literaturfreunde „Das literarische Echo“ am 1. Oktober 1919 publiziert wurde. Lissauer hatte sich während der vergangenen Jahre einen zweifelhaften Ruf als Kriegshetzer erworben und ist mit dem Ausspruch „Gott strafe England“ in die Geschichte eingegangen. Er schreibt:

*Es ist ohne jeden Rest unverständlich, daß jemand auf den Gedanken gekommen ist, diese Gedichte aus dem Vormärz neu herauszugeben, und daß er, 1918, in der Zeit des Mangels an Papier und des Mangels überhaupt, für ein derart nichtiges Beginnen einen Verlag gewinnen konnte. In diesen Versen steht nicht eine Zeile, die des Aufhorchens und Aufhebens wert wäre; die typische Album- und Taschenbuchpoesie, völlig substanzlos. Aber der Dilettantismus des Herausgebers ist der herausgegebenen Poesien würdig: „Die größte Ähnlichkeit zeigen Sauters reife Schöpfungen jedoch mit Goethe“, unter anderen „Ermunterung“; darin heißt es: „Laß dich nicht in Ketten legen, / Bändige die schnöde Welt, / Die den lauten Herzensschlägen / Kalten Hohn entgegenstellt.“ — Auf Seite 162 ist unter dem Titel „An * als ihm die * starb“ das Gedicht von Claudius abgedruckt „Der Sämann sähet den Samen“, das der Herausgeber in den meisten Anthologien finden könnte. Das geht eigentlich über die Grenzen des Möglichen hinaus, und der Verlag sollte den Herausgeber wegen dieser Blamage zur Rede stellen.*

Die Schelte ob seiner kritiklosen Edition trifft Börner zurecht. Doch die Verdammung des Dichters geht daneben. Lissauer fehlt das Verständnis für die biedermeierliche Poesie. Sauter hatte seine lyrische Tätigkeit wie viele seiner Zeitgenossen auch handwerksmäßig verstanden. Man „schmiedete“

Verse zu oft vorgegebenen Endreimen. Ein dem kurzatmigen Expressionismus und der neuen Sachlichkeit verhafteter Literat konnte solch vormärzlich geprägten romantischen Gedichten nichts abgewinnen, denn die Wertung der Poesie hatte sich grundlegend gewandelt.

Trotz vieler Mängel ist Wilhelm Börners Buch ein Gewinn für die Rezeption von Sauters Werk. Unter den etwa fünfzig zum ersten Mal veröffentlichten Gedichten befinden sich auch einige politische aus den späteren Schaffensjahren, z. B. „An den Schneeberg“ und „Geheime Polizei“. Das Vorwort übernimmt in weiten Zügen die von Julius von der Traun bekannte biografische Skizze, bringt aber auch Neues aus Sauters Leben und veröffentlicht den ersten Versuch einer „Bibliographie der in Zeitschriften und Almanachen erschienenen Dichtungen Ferdinand Sauters“. Börner kritisiert, daß „Julius von der Traun gar nichts von den Liedern und Vierzeilern aufgenommen hat, die Sauter in Hernals und Lerchenfeld sang und durch welche er eine lokale Berühmtheit wurde. Die Beschränkung der Sammlung auf die Kunstlyrik entspringt einer gewissen Engherzigkeit, die umso betrüblicher ist, als sie nie mehr gut gemacht werden kann. Sauters Wiener Lieder und ‚Gstanzeln‘ sind nun für immer verklungen und vergessen, während sie damals von begeisterten Hörern Sauters sehr leicht zu ermitteln gewesen wären.“

Neben den Reproduktionen von Sauters Jugend- und Altersbildnissen, die bereits Otto Pfeiffer in seine Sammlung übernommen hatte, wird in Börners Sammlung auch eine Abbildung wiedergegeben, die Sauter an einem Kaffehaustisch sitzend zeigt, wie er sein „Gassenlied“ dichtet — ein Bild aus Friedrich Kaisers⁹⁰ satirischer Zeitschrift „Der Kobold“ von 1846⁹¹. Sauters Gassenlied war schon 1835 ohne Namensnennung in einer bei Hagenauer gedruckten Flugschrift⁹² zusammen mit zwei nicht von ihm stammenden Liedern („Der Liebhaber in der Luft“ und „Der alte Mann an den Amor“) erschienen. Von den zahlreichen bereits im Volk kursierenden Strophen wurden acht aufgenommen; im „Kobold“ waren es dann neun, die Julius von der Traun und seine Nachfolger in anderer Reihenfolge übernahmen. Eine zehnte druckte Ludwig Wegmann in seiner Sauter-Biographie ab; die letzten beiden seither bekannt gewordenen Strophen brachte Karl Wache in den „Dichterbildnissen aus Alt- und Neu-Wien“⁹³. Mehr ist von dem früher so populären Lied selbst in der reich bestückten Handschriftensammlung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek nicht erhalten. Auch die Melodie des Gassenliedes ist verklungen; einst war sie in Wien in aller Munde, doch niemand hat sie aufgezeichnet.

Im Jahr 1926 veröffentlichten Hans Deißinger⁹⁴ und Otto Pfeiffer ihr gemeinsames Werk „Ferdinand Sauter. Sein Leben und Dichten“⁹⁵. Deißinger hatte im Jahr 1913 an der Wiener Universität mit einer Arbeit über Ferdinand Sauter dissertiert, war von 1918 bis 1936 Lehrer an der Staatsgewerbeschule in Salzburg und lebte dann als freier Schriftsteller in Anthering; neben pathetischer heimatverbundener Lyrik und dramatischen Versuchen schrieb er Romane und Novellen in schwülstigem Blut-und-Boden-

Stil⁹⁶. Der wesentlich ältere Wiener Landschaftsmaler und Publizist Otto Pfeiffer hatte einen großen Teil seines Schaffens der Sauter-Forschung gewidmet und sah nunmehr in dem gemeinsam mit Deißinger verfassten Buch die Krönung seines Lebenswerkes. Viele Gedichte, Bilder und Daten aus seiner inzwischen auf über sechshundert Stücke angewachsenen Sauter-Sammlung sind in das Buch aufgenommen und so dem Vergessen entrissen worden. Die beiden Autoren bieten eine detaillierte Biografie und die bisher umfassendste Sammlung von Gedichten Sauters, auf der alle Auswahlbände späterer Herausgeber fußen. Aber dem Buch mangelt die Authentizität. Obwohl beiden Verfassern Sauters Handschriften vorgelegen sind, kümmerten sie sich wenig um die Quellen. An vielen Stellen wurde der Urtext nach Willkür geändert, Austriazismen wurden durch sinnstörende norddeutsche Wörter ersetzt und einzelne Verse oder ganze Strophen ohne erkennbaren Grund unterschlagen; besonders arg entstellt wurde Sauters biografischer Schwank „Mein Sonntagsmorgen“. Doch Deißingers und Pfeiffers Buch ist, trotz all seiner Mängel, bis zum Erscheinen einer textkritischen Ausgabe nicht zu ersetzen.

Ähnlich wie bei Wilhelm Börner hat sich auch in die Sammlung von Pfeiffer und Deißinger ein Gedicht verirrt, welches nicht von Ferdinand Sauter stammt, sondern von dem Tiroler Poeten Hermann Gilm⁹⁷. Dazu schrieb Otto Pfeiffer am 4. August 1927 an Hans Deißinger:⁹⁸ [...] *Unser Sauterbuch hat keinen lebhaften Absatz gefunden, was sehr bedauerlich und für die jetzigen Wiener geradezu beschämend ist. Der Preis⁹⁹ mag ja in Anbetracht der Zeit für viele etwas hoch gewesen sein, er ist es aber gewiss nicht, wenn man die Preise ausländischer Bücher dieser Art vergleicht, sie sind meist höher. Zum Glück für den unverkauften Rest und für uns, hat der Verlag nur einen kleinen Teil der Auflage binden lassen und hat daher die Absicht, die Restauflage als Volksausgabe [...] erscheinen zu lassen und einen bedeutend, ermässigten Preis zu verlangen. Dieser vorzügliche Einfall stammt von Herrn Dr. Hitschmann¹⁰⁰. Bei dieser Gelegenheit könnte gleichzeitig das politische Gedicht „Pressfreiheit“ von Gilm ausgeschaltet werden und der Verlag würde auf Seite 267 und 268 das von mir inzwischen aufgefundene, unbedruckte [sic!] polit. Gedicht „Zumalacarregui“ auf einem neu zu druckenden Blatte, welches der Buchdrucker einzukleben hätte, einschalten. [...] Die Ausschaltung des Gedichtes „Pressfreiheit“ wäre mit Stillschweigen zu übergeben. Weitere Korrekturen im Inneren des Werkes wie Interpunktionszeichen, Druckfehler usw. müssten ebenfalls mit Stillschweigen übergangen werden; man hat sie halt wieder übersehen. Wollte man alle Fehler durch Einschaltung neuer Blätter verschwinden lassen [...], so würde [...] nach Ansicht des Verlages eine grössere Herabsetzung des Preises unmöglich sein. [...] Auf der zweiten Seite des neugedruckten Titelblattes könnte vielleicht ein „Geleitwort zur Volksausgabe“ von Ihnen verfasst werden, in welchem mitzuteilen wäre, dass die erste Auflage eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat und der Verlag nun dadurch ermutigt zur Herausgabe einer Volksausgabe geschritten ist um die Gedichte Ferdinand Sauters usw. usw. ganz nach Ihrem Belieben. [...] Der*

Verlag will auf diese Weise mit der ersten Auflage Schluss machen. [...] — Deißinger und der Verlag befolgten Pfeiffers Verbesserungsvorschlag, das Gilmsche Gedicht¹⁰¹ „Preßfreiheit“ wurde kommentarlos entfernt. An seiner Stelle bringt die „wohlfeile Volksausgabe“ auf den Seiten 267 und 268 Sauters Gedicht „Zumala-Carréguy“; eine längere Fußnote berichtet, dass der Träger dieses exotisch klingenden Namens ein reaktionärer karlistischer Feldherr gewesen war, der von 1789 bis 1835 lebte.

Dem hochbetagten Otto Pfeiffer war sehr daran gelegen, dass seine mit viel Mühe und finanziellen Opfern aufgebaute Sauter-Sammlung auch nach seinem Ableben als Ganzes erhalten bleibe, er war jedoch nicht bereit, sie einer Bibliothek oder einem Museum zu schenken. So konstituierte sich im Frühjahr 1934 in Wien ein „Ferdinand Sauter-Komitee zur Erhaltung der Otto Pfeifferschen Sammlung“, das sich zur Aufgabe stellte, „zu einer Zeit, da sich Wien, ja ganz Oesterreich seiner eigenen Wesensart vertieft besinnt, [...] die in ihrer Art einzige, über 800 Stücke umfassende Sammlung zu erwerben, um sie museal zu verwerten und der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen“. Das Komitee wandte sich an die „Freunde der Kunst, Verehrer urwüchsigen Wienertums“ und bat um Spenden. Als Gegengabe erhielt jeder Förderer einen „Kunstdruck nach einem sehr seltenen Holzschnitt, mit der Darstellung: Ferdinand Sauter mit Anastasius Grün (Graf Auersperg) beim Heurigen in Ottakring (»Zehner Mariedl«) vierspännig vorfahrend, dessen Druckstock nach Schluß der Aktion vernichtet wird, um den Seltenheitswert des Blattes zu erhalten“. Das Komitee führt in seiner Werbeschrift zur Erhaltung der Sammlung an: *Darf Dieses zerflattern? Darf es zerrissen oder geteilt werden? Wenn wir heute allenthalben bemüht sind, die vorhandenen Schätze von Künstlertum, Wissenschaft oder auch Naturdenkmäler zu erhalten, dann ist es auch unbedingt Pflicht, der Sauter-Sammlung einen sicheren Hort zu bieten. Otto Pfeiffer opferte seiner Sammelleidenschaft ein halbes Jahrhundert an Zeit, aber auch eine verhältnismäßig große Summe an Geldeswert. Und wenn sich der greise Sauterfreund nun bereit erklärt hat, seine wertvolle Sammlung in ihrer Gänze der Oeffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, dann ist es selbstverständlich, daß ihm ein geringes Äquivalent für die Eigenkosten geboten werde. Bezahlbar in ihrem Werte ist die Sammlung nicht!*

Dem Appell des Komitees war kein Erfolg beschieden. Nach Otto Pfeiffers Ableben wurde die Sammlung von seiner Tochter und Erbin Lucy Leisser, der Ehefrau eines Notars in Langenlois, im Oktober 1938 einem Wiener Kunstantiquar, der das „arisierte“ Geschäft seines früheren Arbeitsherrn übernommen hatte, in Kommission gegeben und damit unwiederbringlich in alle Winde zerstreut. Frau Leisser hatte die Sammlung ihres Vaters der Stadt Wien zum Kauf angeboten, doch die Bittgesuche des Hernalser Bezirksmuseums an den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda in Berlin, das für den Ankauf und die Erhaltung der Sammlung Pfeiffers nötige Geld (1000 Reichsmark) zur Verfügung zu stellen, waren im Juni 1938 abgewiesen worden.

Nach dem Erscheinen von Pfeiffers und Deißingers Buch wurden in Tageszeitungen und Zeitschriften einige neue Findlinge Sauterscher Poesie veröffentlicht. Wertvoll ist ein in der Sonntagsbeilage zum „Neuigkeits-Welt-Blatt“ vom 25. April 1937 abgedruckter Beitrag des bereits erwähnten Journalisten Robert Prosl. Otto Pfeiffer hatte kurz vor seinem Tod aus dem Nachlass der Frau Natalie von Sauter¹⁰² ihr gesamtes Schriftenmaterial Ferdinand Sauters für seine Sammlung erhalten und seinem Freund Prosl mit der Bitte um Veröffentlichung übergeben. Einiges davon ließ Prosl unter dem Titel „Prosaisches von Ferdinand Sauter. Aus bisher unbekanntem Papieren“ abdrucken, der Rest ist wie so vieles aus Pfeiffers Sammlung verschollen. Da Sauters Aphorismen und kurze Prosa seither nicht gedruckt worden sind, seien hier einige für seine seelische Verfassung repräsentative Stücke zitiert:

Finden Sie nicht, daß die Menschen im allgemeinen negativ vorgehen? Vor lauter Ausstellungen am Nebenmenschen kommt weder der Nebenmensch noch man selbst zu einer wesentlichen Besserung, geschweige einem Gefühl der Heiterkeit und harmonischen Gleichgewichts, welches zum wahren Glück so wesentlich scheint!

Sie sind auf einem undurchdringlichen Holzweg, wenn Sie glauben, daß ich sittlich falliert habe. Die Welt schleift viel hinweg, bei mir mag die Schale verletzt sein, doch gewiß nicht der Kern.

Noch eins: Muß man gestorben sein, um nicht verkannt zu werden, oder ist vielleicht das Ringen nach Anerkennung auch wieder eine Arroganz, ein Unkluges, Unliebsames oder was?

Glauben Sie, kaum denkbar ist's, daß einer den anderen kennt; jeder ist so in seinem Gehäuse und ruft mit mehr oder weniger Bildung: „Noli me tangere.“ Ich bekämpfe meine Fehler in mir mehr, als irgend wer glaubt, und da ich vis-à-vis meiner streng bin, so weise ich die Zumutung des andern zurück. Am Ende wiegt alles Wissen (meist tabellarisch) kaum eine Minute poetischer Empfindung auf.

Ich weiß, daß die meisten Menschen viel mehr im Innern sind, als sie äußerlich zur Erscheinung bringen dürfen und daß das Schönste und Herrlichste einsam gedacht und empfunden wird, aber nicht gesprochen und gelesen.

Ich bin nicht schlimm und wünsche keinem, was mir beschert ist. Wollte Gott, mein Kelch wäre bald geleert!

Jede Minute des echten Lebens, das man, nicht bemüßigt, sich selbst abkargt, ist ein unersetzlicher Verlust!

Nehmen Sie, liebenswürdige Dame, die Summe dessen hin, was mein langes Leben an Resultaten geboten und glauben Sie immerhin, daß es zu Ihrem Lebensglück beitragen könnte. Bewahren Sie jenen kindlichen Frohsinn, den keine Drangsal des Lebens zerstören kann, fordern Sie mehr von sich, als von

andern, seien Sie bloß dort mißtrauisch, wo Vertrauen eine Torheit wäre; streben Sie zunächst nach der eigenen Achtung, damit fällt Ihnen die Achtung der Welt von selbst zu; benützen Sie jede Stunde, sei's im Vergnügen, sei's in Beschäftigung, so günstig als möglich, damit Sie so selten als möglich das bittere Gefühl der Reue kennen lernen, befestigen Sie sich in sich selbst mit einer Kraft, die den Eindrücken der Außenwelt unüberwindlich ist, urteilen Sie über niemand lieblos ab, denn jeder Mensch hat eine liebenswürdige Seite, die man nur erraten muß, freuen Sie sich mit ganzer Seele der herrlichen Schöpfung und bereichern Sie ihr Herz und Ihren Geist durch die Empfänglichkeit für tausend schöne Dinge, für die ein stumpfes Auge keine Einsicht hat, usw. Noch eins, wenn nun das himmlische Gefühl der wahren Liebe in Ihr Herz einkehrt, so lohnen Sie die Hingabe eines biedereren Menschen ja nicht mit Falschheit und Untreue. Glauben Sie, der Himmel würde Sie unfehlbar strafen. Und nun leben Sie wohl und zürnen Sie nicht auf Ihren wahren F[erdinand] S[auter].

Auch folgende Bemerkungen Sauters über die Dichtkunst und die Herausgabe seiner Gedichte sind beachtenswert:

Es scheint nachgerade unmöglich, daß die ausgetretene Verslerei und hundertfach abgehaspelten Formen länger dauern sollen. Wie glauben Sie wohl, daß die neue Poetik aussehen mag?! Heine hat in seinen Nordseebildern einen Begriff davon, scheint's mir, gegeben. Wird am Ende der geniale Gedanke jede Form mundgerecht, oder wenn Sie wollen, entschuldbar machen müssen?

Die Sammlung wird klein sein, aber das schadet nichts, die Welt hat ohnedies wenig Zeit, Gedichte zu lesen. Würde ich alles in Bausch und Bogen nennen, so wären es immerhin 100 Stück, damit wäre nichts getan.

Das letzte Zitat bezieht sich auf eine Sammlung von Gedichten, die Ferdinand Sauter im Jahr 1840 konzipiert, aber trotz Drängens seiner Freunde nie drucken hat lassen. Dieses 202 Seiten umfassende Heft kam in den Besitz von Ludwig August Frankl und wurde nach mehrmaligem Besitzerwechsel im Jahr 1926 von der Wiener Stadt- und Landesbibliothek angekauft¹⁰³. Frankl wollte sich vielleicht im Interesse seines Freundes Ferdinand bemühen, die Gedichtsammlung drucken zu lassen. Ein Indiz für diese Vermutung ist ein dem Heft jetzt beigebundener undatiertes Brief¹⁰⁴ Sauters an Frankl mit folgendem Inhalt:

Lieber Freund!

3 mal war ich schon da, um mit dir wegen dem Bewußten (meine Ged. Sammlung)¹⁰⁵ zu sprechen. Ich hätte Dir selbe längst vorgezeigt, doch es war unmöglich, weil der Mann, der sie unter Verschuß hatte, einen größeren Betrag in Anspruch nahm. Da ich ihm selben nun jetzt

*erst geben konnte, so wars unmöglich, früher
wie ich geglaubt, meiner Zusage nachzukommen.*

Sei deshalb nicht ungehalten

Dein Ferdinand

Sauter

*Montags Mittag will
ich wieder kommen.*

Deißinger und Pfeiffer hatten bei der Abfassung ihres Buches weder diesen Brief noch die von Sauter für einen allfälligen Druck vorbereitete Gedichtsammlung gekannt. Sie könnte das Kernstück für eine kritische Ausgabe der Werke Ferdinand Sauters werden.

Eine andere wertvolle Informationsquelle zu Sauters frühen Jahren in Wien war zu Weihnachten 1925 von Otto Erich Deutsch¹⁰⁶ geöffnet worden, die Deißinger und Pfeiffer im Anhang ihres Buches noch verwerten konnten. Deutsch publizierte in der „Wiener Zeitung“¹⁰⁷ unter dem Titel „Ferdinand Sauter im Schubert-Kreise“ Tagebuchnotizen der Brüder von Hartmann, in welchen der junge Dichter oft erwähnt wird. Die Brüder Fritz und Franz von Hartmann stammten aus Linz und studierten an der Wiener Universität Rechtswissenschaften, der älteste seit 1823, der andere seit 1824; der jüngste namens Louis kam erst im Herbst 1827 zum Studium nach Wien. Die Brüder Hartmann sind wahrscheinlich durch den späteren Prälaten Jodok Stülz¹⁰⁸ um 1825 mit Ferdinand und seinem Bruder Ludwig bekannt worden. Ferdinand Sauter gehörte damals durch Vermittlung der Brüder Hartmann auch der Wiener Kolonie der 1824 bis 1827 bestehenden Linzer Frühaufsteh-, Schach- und Pfeifengesellschaft „Eos“ als außerordentliches Mitglied („Memnoniden-Freund“) an. Durch Vermittlung der Brüder Hartmann, mit denen er die Wohnung teilte, hatte Sauter auch Zugang zu Franz Schuberts geselliger Künstlergemeinde gefunden, wurde aber, da er kein Musikinstrument beherrschte, bei den „Canevas-Abenden“ Schuberts nicht für vollwertig erachtet und deshalb nur mit halbem Namen „Dinand“ gerufen. Die Hartmannschen Tagebücher reichen bis zum Jahr 1828 und erwähnen zusätzlich noch Begegnungen mit Ferdinand Sauter in den Jahren 1832 und 1839. Im Oktober 1832 schreibt Franz von Hartmann: *In Wien besuchte ich auch Ferdinand Sauter, welcher (noch immer) im Pachnerschen Papiergewölbe an der Tuchlauben Kommis und mit seinem Beruf sehr unzufrieden war. Er schenkte mir sein nach der Hand berühmt gewordenes Gedicht „Auf der Gassen, auf der Gassen“. [...] Zum letzten Mal trafen Ferdinand Sauter und Franz von Hartmann einander 1839 in Linz: Am 25. August besuchte uns Ferdinand Sauter. Er war bei Ischl abgestürzt, hatte einen Fuß gebrochen und war von der Erzherzogin Sophie großmütig unterstützt worden.* — „Die Mutter Franz Josephs also, die meist in Ischl lebte“, schreibt Otto Erich Deutsch, „nicht eine Gräfin, wie bisher angenommen wurde, brachte ihm beim Waldbach-Strub erste Hilfe, und bei Hallstatt mag ihn dann der zufällig mit seiner Freundin anwesende Lenau im Spital aufgesucht

haben. Wie dieses Abenteuer, so ist durch jene Familienchronik, die der spätere Kreisgerichtspräsident Franz von Hartmann (1808–1895) auf Grund genauer Notizen fortgeführt hat, manche Einzelheit aus Sauters Leben klarer oder neu bekannt geworden.“

Nach Pfeiffers und Deißingers Buch wurden Gedichte Sauters noch dreimal in kleinen Auswahlbänden veröffentlicht. Den Anfang machte im Kriegsjahr 1940 Otto Stein mit seinem „Ferdinand-Sauter-Brevier“, das er unter dem unpassenden Titel „Freu dich schnell, es ist vonnöten“ im Paul-Zsolnay-Verlag in der Reihe „Die hundert kleinen Bücher“ herausgab. Das Vorwort bringt nichts Neues zur Biografie des Dichters, die Auswahl der Gedichte beruht zur Gänze auf Deißinger-Pfeiffer und übernimmt deren Fehler. Ähnlich verhält es sich mit dem Taschenbuch „... und das Glück lag in der Mitten“, welches Laurenz Wiedner und Gunther Martin 1958 im Stiasny Verlag als Band 39 der Reihe „Das österreichische Wort“ publizierten. Als Quelle für die Auswahl wurde abermals das Werk von Pfeiffer und Deißinger kritiklos herangezogen. Der von Wiedner verfasste zweite Teil des Vorwortes bietet einen lesenswerten Überblick über das kulturelle und politische Leben in Wien zur Zeit des Vormärzes, ansonsten ist das Büchlein mit allen Fehlern seiner Vorläufer behaftet. Die bisher letzte Auswahl von Gedichten Ferdinand Sauters stammt von Peter Blaikner und ist 1995 als Band 10 der „edition prolit“¹⁰⁹ erschienen. Das eruptiv expressionistische Vorwort des Salzburger Literaten O. P. Zier¹¹⁰ gibt ein klischeehaftes, im Kern auf Deißinger beruhendes Lebensbild Sauters wieder, das sich der Poet der leisen Zwischentöne nicht verdient hätte. Die Gedichte wurden abermals aus dem Buch Pfeiffers und Deißingers übernommen, ohne die Primärquellen zu berücksichtigen. Doch Blaikner ist zweierlei zugute zu halten: In einer Zeit, da sämtliche Ausgaben von Sauters Gedichten längst vergriffen waren und nur selten in Antiquariatskatalogen aufschienen, brachte er mit seiner Auswahl den Namen des Poeten wieder ins Gespräch; überdies veröffentlichte er als Faksimile das bisher unbekannte, mit 26. März 1843 datierte Gedicht Sauters „An Nicolai“¹¹¹.

Bisher ungedruckte Gedichte Ferdinand Sauters hatte auch Josef Buchowiecki 1972 in einer auf 200 Exemplare limitierten Broschüre¹¹² herausgegeben. Der schmale, nur 24 Seiten umfassende Privatdruck brachte aus den Manuskripten sechs Gedichte und zehn Zwei- und Vierzeiler, die Sauter einst „poetische Hobelspäne“ genannt hatte. Der Verfasser führte die von Börner, Deißinger und Pfeiffer begonnene Bibliografie fort und ergänzte sie mit einer verlässlichen, wenn auch nicht vollständigen chronologischen Liste der zu Lebzeiten und nach dem Tod Sauters in Druckschriften erschienenen Gedichte.

Hans Deißinger verfasste 1954 zur hundertsten Wiederkehr des Todestages für den „Salzburger Almanach“ einen Aufsatz¹¹³ über Ferdinand Sauters Leben und veröffentlichte das bisher ungedruckte Gedicht „Mein Hoffungsstern“ sowie Auszüge aus einem Brief Josef Willibald Sauters¹¹⁴ vom 23. Oktober 1809 an die Mutter des Dichters und einen mit 5. April 1827

datierten Brief Ferdinands an seinen Bruder Anton, in welchem er über den Tod des geliebten Bruders Ludwig wehklagte. Einen wertvollen Beitrag zum Verständnis von Sauters Werk lieferte auch der Germanist E. J. Goerlich mit einer Arbeit über „Ferdinand Sauter und die Wiener Dichtung“¹¹⁵, in der er versuchte, Leben und Werk zeitgeschichtlich zu deuten.

Sauters Bekanntschaft mit Franz Schubert ließ zwei Autoren vermuten, dass dieser auch Gedichte des „Dinand“ vertont habe. So erzählt der Schriftsteller Eduard Paul Danszky, von dem noch zu sprechen sein wird, in seinem biografisch angelegten Sauter-Roman „Trabant der großen Sterne“, dass Schubert für sein Lied „Schneeglöcklein“¹¹⁶ einen Text Sauters verwendet habe. Doch hier irrt Danszky; die Worte zu diesem Lied stammen von Schuberts Freund Franz Schober¹¹⁷. — Auch dem ehemaligen Leiter der Kulturabteilung des Amtes der Salzburger Landesregierung Dr. Gustav Pichler ist ein grober Fehler unterlaufen. Er schrieb¹¹⁸ aus Anlass der hundertfünfzigsten Wiederkehr von Sauters Geburtstag eine kurze Biografie des Dichters und führte aus: [...] *Er schloß sich dem Kreis um Schubert, Schwind und Bauernfeld an und Schubert hat auch ein Lied des 18jährigen komponiert, es trägt die opus-Zahl 68 und heißt „Der Wachtelschlag“*. [...] Der als Textdichter des „Wachtelschlages“ genannte S. F. Sauter ist jedoch nicht Ferdinand, sondern der als Prototyp des „Biedermeiers“ geltende badische Lyriker und Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter¹¹⁹; außerdem war Ferdinand Sauter mit 18 Jahren Kommis bei Thomas Motschnigg in Wels und hatte noch kein Gedicht verfasst. — Zwei Gedichte Ferdinand Sauters sind tatsächlich vertont worden: Der aus Mähren stammende Komponist, Dirigent und spätere Kapellmeister am Wiener Burgtheater Anton Emil Titl¹²⁰ setzte das Gedicht „Erinnerung an L. v. Beethoven“ für Männerchor — das Lied erklang 1843 am Jahrestag von Beethovens Tod an seinem Grab —, und der Grazer Otto Siegl¹²¹, Professor an der Wiener Musikhochschule, komponierte einen Chorsatz zu Sauters Gassenlied.

Vereinzelt haben sich Schriftsteller und Literaten an Sauter erinnert und seinen Lebenslauf oder Stationen seines Lebens in Kurzgeschichten und Romanen verarbeitet. Nur in Ausnahmefällen verließen sie dabei das Klischee einer einseitigen Tradition und brachten ihre eigenen Gedanken zu Papier. Oft wird der Poet als Opfer seines unerbittlichen Schicksals, als haltloser Trinker und Zotenreißer dargestellt oder als ein an seinen seelischen Wunden leidender übersensibler Mensch. Die Kurzgeschichten, die sich um Sauter ranken, sind von geringem literarischem Wert und werden hier nur am Rande erwähnt. Im Jahr 1919 schrieb Hermine Cloeter¹²² eine Skizze „Ferdinand Sauter“, die 1922 in dem Sammelband „Geist und Geister aus dem alten Wien“¹²³ abgedruckt wurde. Die antifaschistisch engagierte Literatin Hermynia zur Mühlen¹²⁴ verfasste 1944 im englischen Exil „Prosa-miniaturen über vergessene sowie von den Nazis ideologisch missbrauchte österreichische Dichter“ und schrieb in ihrem Buche „Kleine Geschichten von großen Dichtern“¹²⁵ ein sentimentales, im Stil an Groschenhefte erinnerndes Kapitel über Sauter, das sie „Ein Herz streckt hundert Äste zum

Himmel“ nannte. Karl Wache, der öfters an der Wiener Urania Vorträge über Sauter gehalten hatte, veröffentlichte unter dem Titel „Ferdinand Sauter — Ein Wiener Bohemien“¹²⁶ eine kurze einfühlsame Lebensbeschreibung des Dichters. Schließlich sei noch Hans Heinz Hahnl genannt, der in seinem Buch über „Vergessene Literaten“¹²⁷ fünfzig österreichische Lebensschicksale schildert und eine entstellte Biografie Sauters liefert; sein Vergleich des introvertierten Poeten mit dem sinnenfrohen Archipoeta, dem rebellischen François Villon und mit dem schwedischen Anakreontiker Carl Michael Bellman sind verfehlt.

Es gab auch Versuche, das Leben Ferdinand Sauters zu dramatisieren und auf die Bühne zu bringen. — Im Jahr 1886 schrieb¹²⁸ ein „Calculations-Beamter der ehemals Sigl’schen k.k. privilegierten Locomotiv-Fabrik“, Verfasser von Couplets und Feuilletonist für Provinzzeitungen, namens Franz Saexinger aus Wiener Neustadt an einen Experten in Wien (wahrscheinlich Friedrich Schlögl), dass er gemeinsam mit einem Freund das Leben Sauters für das Theater bearbeiten wolle und dringend Informationen über den Dichter und seine Zeit benötige. „Das Studium des Lebens und Treibens im Vormärzlichen Wien war es hauptsächlich, das auf [ihn] einen besonderen Reiz ausübte, jene Zeit, wo in Wien noch von echter, unverfälschter Gemüthlichkeit, von gesunden, urwüchsigen [sic!] Humor die Rede war.“ Das Antwortschreiben ist leider nicht erhalten, doch aus der Replik des Saexinger ist zu entnehmen, dass ihm und seinem Freund von einer Dramatisierung des Stoffes dringend abgeraten worden ist. Es ist interessant, wie weit der Alltag des Metternichschen Wiens nach kaum vierzig Jahren aus dem Bewusstsein der lokalen Bevölkerung verschwunden war und dass bereits damals die repressive Ära des Vormärzes als „gute alte Zeit“ empfunden wurde.

Einer der sich nicht abhalten ließ, Ferdinand Sauter auf die Theaterbühne zu stellen, war der Wiener Journalist und Literat Rudolf Holzer¹²⁹. Sein dreiaktiges, mit einem Vor- und Nachspiel versehenes Märchenstück „Das Ende vom Lied“ wurde 1917 aufgeführt; es missglückte wegen seiner künstlerischen Minderwertigkeit, obwohl Alexander Girardi die Person Sauters verkörperte. Holzer hatte aus dem Misslingen seiner früheren Dramen nichts gelernt und sah sich vielmehr genötigt, sein Stück gründlich zu überarbeiten und im Jahr 1946 unter dem neuen Titel „Der Himmel voller Geigen“, diesmal auch im Druck¹³⁰, herauszugeben. Die wenigen Aufführungen im Burgtheater waren abermals ein Misserfolg, obgleich die moritatenhafte Rahmenhandlung weggefallen und der Text gerafft war.

Die Wiener Operette nahm sich des Archetyps eines in der Großstadt gescheiterten Genies ebenfalls an. 1910 komponierte Edmund Eysler¹³¹ die Operette „Der unsterbliche Lump“, zu der Felix Dörmann¹³² das Libretto lieferte. Der Protagonist des Stückes, der Lehrer und Opernkomponist Hans Ritter, ist mit Sauter im Geiste verwandt, denn auch er kommt mit großen Hoffnungen nach Wien und verdämmert sein enttäushtes Leben in den Gewölben der „Blauen Flasche“. Eyslers Operette wurde im Wiener

Bürgertheater am 14. Oktober 1910 mit überwältigendem Erfolg uraufgeführt. Im Jahr 1930 verfilmte die Universum-Film AG Berlin (Ufa) den „Unsterblichen Lumpen“ unter der Regie von Gustav Ucicky und mit der Musik von Ralph Benatzky und Edmund Eysler. Gustav Fröhlich spielte den Dorflehrer Hans Ritter; ferner wirkten Attila und Paul Hörbiger, Oskar Sima, Hermann Thimig und Weiß-Ferdl mit.

Der Wiener Volksschullehrer und Literat Alfred Fürst¹³³ machte als erster den Versuch, einen Roman über das Leben Ferdinand Sauters zu schreiben. Seine „Sonnenkinder im Regenwinkel“¹³⁴ sind im Stil eines sentimentalen Kolportageromans verfasst und ohne künstlerischen Wert. Fürst erkennt völlig die Persönlichkeit Sauters und stellt ihn als klerikal-reaktionären Patrioten dar, welcher in der von Joseph II. geförderten Aufklärung den Anfang für alle österreichischen Missstände sehen will. Auf gleichem Niveau bewegt sich ein Roman, den der Wiener Redakteur und deutsch-nationale Publizist Eduard Paul Danszky¹³⁵ mit dem Titel „Trabant der großen Sterne“¹³⁶ veröffentlicht hat. Auch hier wird ein arg verkitschtes Lebensbild Sauters in anspruchsloser Prosa geboten. — Nach diesen zwei misslungenen Versuchen überraschte Ludwig Laher¹³⁷ im Jahr 2003 mit dem Sauter-Roman „Aufgeklappt“¹³⁸. Laher hat mit diesem Werk eine Trilogie über Künstler des Biedermeiers abgeschlossen; den Anfang machte er 1998 mit „Selbstakt vor der Staffelei“, einer Erzählung über den Hamburger Maler Victor Emil Janssen¹³⁹, und setzte 1999 mit „Wolfgang Amadeus junior: Mozart Sohn sein“¹⁴⁰ fort. In dem Roman „Aufgeklappt“ hat sich zum ersten Mal ein Schriftsteller von Rang der Zwiespältigkeit und Vielschichtigkeit von Sauters Persönlichkeit ernsthaft angenommen und ist seiner Aufgabe auch gerecht geworden. In kurzen Kapiteln, denen jeweils ein Gedicht oder Ausspruch des Poeten vorangestellt wird, umkreist Laher behutsam und voll Respekt sein Thema und setzt ein überzeugendes literarisches Mosaikbild Sauters zusammen. Ludwig Laher ist auch der erste, der sich der Mühe unterzogen hat, in die Autografen Einsicht zu nehmen und vollständig und richtig zu zitieren. Der Verfasser lässt die tiefe Kluft zwischen Sauters Psyche und Physis und die Inkongruenz von Ideal und Wirklichkeit im Leben des Poeten deutlich erkennen. Er räumt mit den tradierten Vorurteilen gründlich auf, er kehrt den Schutt und den Staub weg, der sich im Laufe von nunmehr eineinhalb Jahrhunderten in den Vorworten verfälschter oder gedankenlos abgeschriebener Werkausgaben und in schlecht recherchierten Zeitungsartikeln angehäuft hat und bietet eine gelungene Ehrenrettung des lebenswürdigen Ferdinand Sauter.

ANHANG

Die zusammengefallene Fabrik

Als das bisherige Familienunternehmen des Herrn Anton von Pachner verkauft und aus der Klein-Neusiedler Papierfabrik eine Aktiengesellschaft geworden war, entließ der neue Eigentümer im Jahr 1839 kurzerhand den eigenwilligen und für die neue Geschäftsführung untragbaren Mitarbeiter Ferdinand Sauter. Der war nun seinen ungeliebten „Papierposten“ los, verlor aber auch seine Existenzgrundlage und musste sich ein Zeit lang mit schlecht bezahlten Schreibebeiten in den Redaktionen der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ und der „Wiener Allgemeinen Musikzeitung“ über die bitterste Not hinweghelfen. Sauter rächte sich für den Hinauswurf auf seine Art. Er hatte sich rechtzeitig mit mehreren Bogen feinsten Kanzleipapiers aus den Beständen der Fabrik versehen und schrieb sich seinen Ärger von der Seele. So entstand das einzige von Sauter bekannte Theaterstück „Die zusammengefallene Fabrik. Ein lustiges Trauerspiel in einem Aufzug“¹⁴¹. Der Text dieses kleinen Dramas ist noch nie veröffentlicht worden; nur Laher hat in seinem Roman eine kursorische Inhaltsangabe¹⁴² geschrieben. Sauter muss in großer Eile gearbeitet haben. Seine Schrift ist flüchtig, stellenweise schwer oder kaum zu entziffern; er verwendet häufig Abkürzungen, deren Sinn sich oft erst aus dem übrigen Text erschließt. Ergänzungen, Umstellungen und Streichungen erschweren zusätzlich die Lesbarkeit des Werkes. Ob der Verfasser sein Stück jemals hat aufführen lassen, ist nicht überliefert. Doch Sauter schrieb öfters Prologe für die Eröffnung eines Haustheaters¹⁴³. Es darf daher vermutet werden, dass der Einakter auch im Kreis von Freunden und Bekannten vorgeführt worden ist.

Zum Verständnis des Dramas ist eine kurze Einführung in die Papiererzeugung zur Zeit Sauters notwendig:¹⁴⁴ Papier wurde überwiegend aus Hadern bereitet. Aus weißen Hadern machte man Schreibpapier, bunte Lumpen wurden zu Packpapier oder Schrenz (Löschpapier) und anderen minderwertigen Papiersorten verarbeitet; gutes Kupferdruckpapier und „ganz tadelfreies Zeichenpapier“ konnte nur aus Hanflumpen erzeugt werden, die schwer zu bekommen waren und sehr teuer gehandelt wurden¹⁴⁵. Das Rohmaterial musste zuerst genau sortiert, gereinigt und von Knöpfen und Nähten befreit werden. Dann wurde es zerschnitten, mit Wasser befeuchtet, zerhackt, nochmals befeuchtet, zerstampft und im sogenannten Holländer grob zermahlen. Der auf dies Weise gewonnene Halbzeug wurde im Zeuchkranz zum Trocknen auf große Haufen geschlagen. Nach einigen Wochen warf man den Halbzeug in den Ganzzeugholländer, versetzte ihn mit heißem Wasser und zerrieb und presste ihn zu einem feinen Brei. Der so entstandene Ganzzzeug wurde darauf in der Werkstube im Ganzzzeugkasten bis zur weiteren Verarbeitung verwahrt. In der Schöpfkammer ließ man den Ganzzzeug in die Butten rinnen, vermischte ihn mit Wasser und erhitze diesen Papierbrei unter ständigem Umrühren. Der Büttgeselle, auch Eintaucher genannt, schöpfte mit einer Drahtform einen Papierbogen aus der Butte und übergab ihn dem Gautscher, der den Bogen aus der Drahtform auf eine Filzunterlage übertrug; dieser Arbeitsvorgang musste sehr rasch erfolgen. Die Lagen aus Papierbögen und Filzen, der sogenannte Pauscht, wurde anschließend gepresst, um das überflüssige Wasser zu entfernen und dem Papier die nötige Konsistenz zu geben. Nach dem Pressen nahm ein Leger die Bogen von den Filzen ab, legte sie auf das befeuchtete Legebrett und warf die Filze auf das Pressenbrett, von wo sie der Gautscher sogleich aufs neue verwendete. Hatte der Leger an die zehn Pauschte ab-

genommen, wozu ein halber Tag nötig war, so wurde dieser ganze Pack abermals gepresst, was man das „Pressen in weißen Pauschten“ nannte. Nach dem Pressen wurde das Papier auf den Trockenboden gebracht und meist von Frauen mittels einer Krucke auf straff gespannte rosshaarene Stricke gehängt. Da die Bogen trotz des Pressens noch zu zart waren, hängte man sie nicht einzeln, sondern in Stößen von zwei bis sechs Stück auf. Nach dem Trocknen nahm man das Papier vorsichtig ab und legte es in Haufen in das Trockenhaus. Dann wurde das Papier (außer Schrenz und anderen saugfähigen Sorten) geleimt, gepresst und von den Saalarbeiterinnen bogenweise zum Trocknen aufgehängt. Das getrocknete Papier vereinigte man zu Paketen, die 24 Stunden lang unter die sehr starken Saalpressen gelegt wurden, um unerwünschte Falten, die Rauheit des Papierkorns und sonstige Unebenheiten (Plöberl) zu entfernen. Nach dem Pressen wurden die Bogen ausgelesen, die schadhaften (Weibel) ausgeschossen, die guten geputzt, geglättet und in Bücher abgeteilt; 24 Bogen (25 Bogen bei ungeleimten Papiersorten) machen ein Buch, 20 Buch ein Ries und 10 Ries einen Ballen aus.

In der Enzyklopädie von Ersch-Gruber wird die Klein-Neusiedler Papierfabrik des Herrn von Pachner als das bedeutendste Unternehmen seiner Art (mit 20 Butten) in Österreich unter der Enns genannt. Sauter zeichnet in seinem boshaften Drama aber ein ganz anderes Bild von der Fabrik. Die einzige Übereinstimmung von Dichtung und Wahrheit scheint der Verkauf des Unternehmens zu sein.

Nun zum Inhalt: Herr von Stubenhocker hat von seinem Vater eine Papierfabrik geerbt, kümmert sich aber überhaupt nicht um den Betrieb. Als ihm bewusst wird, dass sein Unternehmen vor dem Ruin steht, bemüht er sich, es rechtzeitig zu verkaufen. Seine Mutter rät ihm, sie doch dem Sohn zu übergeben, doch der zeigt nicht das geringste Interesse Fabrikant zu werden. Stubenhocker weiß nicht, was seine Fabrik wert ist, und berät sich mit dem Buchhalter, dem Werkmeister und anderen Bediensteten. Die Gouvernante zieht sich höflich aus der Affäre, doch die Angestellten aus der Fabrik sagen ihm ihre Meinung über seine Unbekümmertheit und den maroden Betrieb unverblümt ins Gesicht. Zum Schluss tritt als „alter ego“ Sauters der Saugoldinger auf — ein besseres sprechendes Pseudonym hätte der Dichter für sich kaum finden können — und verspottet und verflucht im Namen „aller verabschiedeten Papierfabriksindividuen“ den völlig verdatterten Herrn von Stubenhocker. Von Vers zu Vers steigert sich Saugoldinger in seinem Bannfluch: Körperliche Qualen, Hunger und Durst wünscht er dem faulen, unfähigen Prinzipal, in ständiger Angst leben und schwer schuften möge er, zwischen Moder und Verwesung soll er keuchen — ein Bild, das an die Höllenvisionen eines Hieronymus Bosch gemahnt — und am Ende in Todesangst erstarren.

Der nun folgende Abdruck des „lustigen Trauerspiels“ behält Sauters inkonsequente und eigenwillige Orthografie bei. Abkürzungen sind aufgelöst. Ergänzungen werden in eckige, ungesicherte Wörter in spitze Klammern gesetzt. Sauters Regieanweisungen stehen in runden Klammern. Es wurde versucht, das Original so getreu wie möglich zu transkribieren.

Die zusammengefallene Fabrik

Ein lustiges Trauerspiel in einem Aufzug

Erster Auftritt:

Herr v. Stubenhocker (Fab[riks] Eig[entümer]) (ruft in ein anderes Zimmer): Mama!

Komm d' Mama a wenig herein. (Sie kommt.)

Mama (des Herrn von Stubenhocker) (näselnd): Na, was gibt 's denn schon wieder?

Stubenhocker: Was glaubt denn d' Mama (er untersucht bei diesen Worten alle Thüren), was glaubt denn d' Mama? wegen der Fabrik? Die Schererei und der Verdruß mit die vielen Leut, und i bin allweil unpäßlich.

Mama: Aber schau, Toni, du bist halt a so a Mensch, irz fällt dir auf amal so was ein; mir scheint, du bist selbst schuld, daß 's nöt besser geht.

Stubenhocker (zupft sich am Bakenbart): D' Mama redt heunt wieder was z'samm, d' Mama waß ja, die Lumpen thun unten, was wollen, mir schicken alle Wochen tausend Gulden hinunter und alle 2ten Tag 1 Brief, wo i ihnen alles ordentlich ins Maul streich, daß sie si gar nöt rausreden könnan; i bstell a Gattung um die andre, aber sö machen mir 's bald z' dünn, bald z' dick, und wann 's Papier Augen und Plöberln hat, so reden sie si auf d Holländer aus, die i regelmäßig reparieren laß; und dö drüben in der Niederlage san a nöt besser; bald sagens, sö haben kein Papier, bald sagens, s' Papier ist nöt recht; nacher bringt ma da Saugoldinger auf d Nacht schlechte Rechnungen; i waß schon, wo s liegt, z komod sans, daß d' Leut ordentlich bedienen. D' Leut sagn mas schon, die i nachschaun schick; der ane sitzt im Winkel und schlaft, der andere liest die Zeitung und der dritte frißt an Kas. Kurz und gut, es bleibt dabei, i hab die Wirtschaft satt.

Mama: Aber schau Toni, du bist a glei so; irz hamm as so lang ghabt, irz will ers auf annal verkauftn.

Stubenhocker: I glaubert halt do, Mama, schauns, wir verliern alle Jahr dabei, wie mir 's der Obergschwandtner aus der Billanz bewiesen hat; und am End brennens uns no d' Fabrik übern Kopf z'samm; z' guat sands nöt dazu.

Mama: Aber du denkst a alleweil waß Gott wohin, mir ham ja erst d' Feuerspritzn repariern lassen; und s' Wasser rinnt a vorbei. Dein Vater hat d' Fabrik so schön baut, er wendt si no im Grab um, wenn ers wüßt; schau Toni, und wenn mas verkaufen, hast du gar nichts z' thun.

Stubenhocker: Irz hert d' Mama auf, als wenn i irz nix z' thun hät; d' Mama versteht halt nix von an Gschäft. —

Mama: Und wanns das scho du hergeben willst, wer waß, ob s' nöt da Toni, dei Su, haben will, wenn s d' n do rufadst.

Stubenhocker: No warum denn nöt. Toni kum a bissel herein.

Zweiter Auftritt:

(Stubenhockers Sohn Anton tritt ein.)

Stubenhocker: Kum her, Toni; siagst, i bin allweil kränklich, wir wolln die Fabrik verkauftn; willst de eppa du?

Toni: I nöt, Papa, mi gfreuts nöt; irz mög[n]s schon sö [sich] nit plagn, und sö be-treibn schon so lang das Gschäft und verstehn die Fabrikation, und i hab irz so lang studirt, um ein Beamter zu wern, und irz wär alles umasunst, und i soll auf amal a Papier fabriziern. Na, i dank schen; Papa, i wir liaber a Beamter, so bin i do was.

Stubenhocker: Nu, nu, es macht nix, wir halt a Beamter und laß 's Papiermachen gehn, es is a wahr, du verstehst ja so nix davon.

Toni: Kann i irz wieder gehn, Papa? I hab z'thun.

Stubenhocker: Nu siachts d' Mama, er mags a nöt. (zum Toni:) Irz kannst scho wieder gehn, aber, sei still, Toni, sag Niemand was, (Toni geht:) Toni! (kommt zurück:) Was i dir gsagt hab, Toni, kan Menschen was sagn. (Toni geht.)

Mama: Was wird denn mit die Menge Leut wern, de verheiratn Leut, dö kummen uns am End alle aufn Hals. Schau, mir geht 's gar nöt z'samm.

Stubenhocker: Irz hert d' Mama auf, dö wern schon wieder a Brod findn, und die a Pension haben, dö bring mar a vom Hals, i will amal, i hab mirs fest vorgnommen. Was glaubt d' Mama vom Preis? Und wie oft sollen mas denn in d Zeitung sezen lassen? —

Mama: Aber du sekierst mi heunt wieder schrecklich, irz soll i alles auf amal glei wissen; du kummst mir ganz verruckt vor, du bist schon von Kind auf so a verwirrtes Ding gwesen.

Stubenhocker: Aber laß't mi d' Mama do ausredn, d' Mama is allaweil glei in der Hech, i waß nöt, wie mir d' Mama heut wieder vorkommt. —

Dritter Auftritt:

(Der Doktor kommt.)

Stubenhocker: Kumm d' Mama späder wieder, aber sagt d' Mama nix davon. (Sie geht; der Doktor geht 1/2 Stunde mit Stubenhocker, dem gar nichts fehlt, als die Langeweile, im Zimmer auf und ab, und es erfolgt ein Concilium, wie bei einem Sterbenden.)

Der Doktor (geht und sagt im Weggehen): Wie ich gesagt habe, halten Sie sich nur, und nehmens die Pillen, die Brausepulver und den Tee fleißig.

Stubenhocker: Mama, kumm d' Mama, der Doktor ist schon furt. —

Vierter Auftritt:

Mama: Na, was hat denn der Doktor gsagt, derfen dö Kinder heunt ausfahren mit der Guvernant?

Stubenhocker: De Kinder (das jüngste davon ist 16 Jahre alt) bleiben z' Haus, es ist zu kühl.

Mama: Aber, Toni, was fällt da denn ein, es scheint ja d' Sun prächtig, und irz sands schon 8 Tag nöt rauskummen.

Stubenhocker: Peinigt mi d' Mama nöt, i laß namal nöt ausfahrn. Hat d' Mama scho nachdenkt wegen der Fabrik, i glaubet halt mir sollens bald in die Zeitung sezn lassn, weil irz just die schönste Zeit kummt, denn im Winter reisen die Ausländer nit her, und kaufen a Papierfabrik. So sag d' Mama do was.

Mama: Laß mi jelt gehn, thu was d' willst, i muß heut no ein Strumpf ausstriken. (Sie geht.)

Fünfter Auftritt:

Stubenhocker (zur Guvernante, die im anderen Zimmer beim Cacadu steht): Sö, Horaschek, lassens irz den Cacadu gehn, kummens a wenig herein.

Guvernante: Was wünschen Sie?

Stubenhocker: I muß Ihnen was sagn, worüber Sie sich wundern wern, wir wollen d' Fabrik verkaufen.

Gubernante: So, das ist mir ganz was Neues.

Stubenhocker: Ja, segns, Sie wissen ja, i bin immer kränklich, und kumm nöt ausn Zimmer, mir is des ganze Gschäft schon z'wider.

Gubernante: Es ist wohl wahr; die Geschäftsleitung macht schon viel Arbeit und Unbequemlichkeit; Sie könntnen ohne diese Plakereien ganz nach Ihrem Gefallen leben; übrigens bin ich weit entfernt, Ihre Handlungen zu bestimmen.

Stubenhocker: Sie hat Recht. — Kummens späder wieder, i wer mit n Buchhalter redn. (läutet: zum Bedienten) Ruf mir den Herrn Obergswandtner.

Sechster Auftritt:

Stubenhocker: Sö, machens die Thür zu, und kummens a wenig her. (Er zupft am Bakenbart.) So, Obergswandtner, i muß Ihnen was mittheilen. Sö wissen, i bin immer unpäßlich, sehen Sie, Sie wissen, wie das is, sehns, i kumm nie in d Fabrik und es geht nöt, wie es sein soll, und da hamm wir uns vorgnummen, wir gebens her; was glaubens denn?

Obergswandtner: Was ich glaub. Ich glaub gar nichts. Es ist nur Schad, daß Sie den ganzen Scherm (Stubenhocker zupft am Bakenbart.) nicht schon längst hergegeben haben, so hätten Sie nicht amal a Prozent so viel verloren. Schade um das schöne Etablissement; aber wenn Sie s schon hergeben wollen, so geben Sie s gschwind her, sonst fällt die Gschicht noch früher z'samm.

Stubenhocker: Aber sands nur nöt glei so massiv, i will ja nur Ihre Meinung wissen. Wie hoch glaubens denn, daß ma s anschlagen sollen? —

Obergswandtner: Das ist eine schwere Sache, Sie lassen in dem <Inventarbuch> <jetzt> alles Alte wie neu taxieren, Sie glauben, der Zahn der Zeit hat an Ihrer Fabrik nicht genagt, während die Hauptpfeiler derselben schon morsch und untergraben sind, Sie sehen in Ihrer Phantasie Alles in bona caritate, und die Werker und Maschinen frisch und gesund, während zeiter längerem Rost und zugleich Holzwurm von der nachlässigsten Werkerhaltung zeigen, und die erschütterten Mauern schon seit undenklicher Zeit keinen Mörtel oder Widerhalt vorgefunden haben; Sie sind eifrigst besorgt, daß der Blitzableiter in ordentlichem Stand ist und in die Bodenjalous kein Funke hinein fliegt, während der Grundpfeiler in moralischer und baulicher Hinsicht tief untergraben zu sinken droht, und es ist Ihnen wichtiger, daß die Röhren im Papierzimmer kein Nadelgroßes Loch haben, als daß der Wasserbau im Sand und Schlamm erstickt, der Müller seine 2 Gäng einstellen muß, statt 16 Butten nur 10 gehen, und die Niederlage um ein früher gehofftes Papier vergebens klagt und die Hände ringt. Glauben Sie, nur der Schmerz über eine so gänzliche Verkennung der Verhältnisse drängt mir diese nur zu wahre Darstellung der Dinge auf. Bei solchen Bewandtnissen sinkt die vielgepriesene doppelte Buchhaltung zu einem Gaukelspiel herab, und woraus nur das Eine klar und deutlich wird, daß der unglückliche Saldo immer auf die verkehrte Seite zu stehen kommt. Ich bedaure nur, daß ich in diesem unfruchtbaren Geschäfte so viel Zeit und Kräfte versplittert habe.

Stubenhocker: Sands irz nur ruhig, es wird sich schon machen; irz schauens mir amal nach in die Bücher wegen an Preis; und kummens dann wieder. (der Buchhalter geht; bei der Thür gerufen kehrt er um). Sö, aber niemand was sagen, und wissens was i fragt hab nur so im Allgemeinen herausziehen (Obergswandtner ab.)

Siebenter Auftritt:

Stubenhocker: He, Johann, ruf mir den Meister von der Fabrik! (Der Meister kommt.)

Meister (ein magerer Mann mit einem Gesicht von ungewisser Farbe, struppigen Haaren und dichtgepolsterten Nasenlöchern): Euer Gnaden haben mich rufen lassen.

Stubenhocker: Ja, i hab Ihnen rufen lassen, weil i Ihnen was sogn will, sö wern wohl kein Gedanken haben.

Meister: Erschreckens mi nöt, was solls denn etwa seyn?

Stubenhocker: Wissens, mein lieber Meister, i bin allweil kränklich, Sie wissen, i kum alle 1/2 Jahr in d' Fabrik, Sö können nix dafür, aber ös is schon einmal so. Also segens, das is eine kuriöse Sach, Sö wissen, wenn man nit selbst nachschaun kann, derf Ihnen nöt beleidigen, i bin mit Ihnen nit unzufrieden, aber Sie wissen selbsten, was da herauskummt. Also daß i Ihnens in Kürze sag, wir wollens hergeben.

Meister (erschrickt und seine roth gesprenkelten Blatternarben färben sich ins Grünliche; die herausstehenden Nasenhaare sträuben sich gar.): Ist das Ihner Ernst; i kanns kaum glauben.

Stubenhocker: Es is wirklich im Ernst, glaubens Sös nur, es haben Andre a nöt glauben wollen. Also was sagen Sö dazu?

Meister: Was i sag, (artig) i sag halt, i sag, i was selbst nit, was i sogn soll.

Stubenhocker: No sands nöt dumm, sagens was.

Meister: Ihro Gnaden wern schon selbst wissen, was i sogn will.

Stubenhocker: Irz machens mi nöt harb, und sagens was S' glauben.

Meister: Also wens ös durchaus wissen wollen, mir is lad, daß i nöt bliebn bin, wo i war, denn hätt i mir verhofft, daß das Werk so aussieht, so hätt mir graust davor (Stubenhocker zupft am rechten Backenbart), mir war ein kleins Gschäft in der Ordnung lieber, als das große Gschäft wies zsamngarbeit und verwaschn is; in ein klein Gschäft hab i immer gnug Halbzeug vorzmalen, und in dem großn Gschäft muß i auf ein Zentner Hadern warten, in ein klein Gschäft hab i am End der Wochn Butten gwaschn, und in dem großn Gschäft muß i alle zweiten Tag d' Butten waschen, und der Zeug rinnt umsunst weg, wie a Safen; in ein klein Gschäft hab i die gehörigen Filz ghabt, und in dem großn Gschäft wärs noth man thät die Menscher filzen, reissert ihnen die Kitteln vom Leib, in ein klein Gschäft hab i nur 2 Holländer ghabt, aber dö waren in der Ordnung; in Ihrn Gschäft schauen die Holländer aus, als wens Hobelscharten zerrieben hätten und dö Knöpf und Näh habn nix zu befürchten, so daß ma, wenn der Zeug in die Butten kummt, mit dem Angel Hemeter und Schmutzflinserln fischen kann, in mein Gschäft hab i immer Schafhäutl gnug ghabt, für unser Fabrik san die Schaf nöt auf d' Welt kommen, und 's war netig, i treibat dem Viehhüter die Viecher von der Wad weg. Bei der Butten arbeiten mehr Menscher als Mannsbilder, und wies schon san, alweil verliebt und narrisch, zerreissens beim Gautschen an Bogen um an andern, am Boden wern mehr Rök aufgehoben, als Papier aufgehängt, im Papierzimmer segens jedes Pöberl für a Fehlerstück an, und es darf a Bogen von Glück sogn, wenn er nit a Weibl wird, und am Hadernboden sollens aus Pakhadern Posthadern sortirn, und schick i nachn Papier in d' Niederlag, so is statt an Postpapier a schlechts Kanzleipapier entstanden. I könnt no länger so fortreden, aber

es is irz so umsunst; nur des muß i bitten, daß i an allem dem unschuldig bin, i lauf den ganzen Tag um, und neulich hätt i mir bald an der Hadernschneidsteigen in Fuß brochen, weil 's schon mehr einer Höanersteigen gleich siecht. Verzeihn Sie n Ausdruck.

Stubenhocker: Sans irz ruhig; i hab schon gnug gherth. Gengans irz ruhig z' Haus, i wer schon auf Ihnen denken, aber sagens daweil niemand was, verstehns.

Meister: I wer nix sagn, aber heut wird mir s' Essen nöt schmöken. Ich empfehl mich gehorsamst, Euer Gnaden.

Stubenhocker: Adieu, Meister; und sands gscheidt.

Achter Auftritt:

Stubenhocker (läutet dem Bedienten): Johann, hol mir den Ziegelhauser.

Ziegelhauser (Niederlags Consument oder vielmehr Delinquent, ein ziemlich barscher Mensch): Steht zu Befehl?

Stubenhocker (erschrickt etwas, faßt sich aber gleich wieder): Sö, Ziegelhauser, i muß Ihnen was sagen, wir verkaufn die Fabrik, sehns, i bin allweil unpäßlich und kum nie in d' Fabrik.

Ziegelhauser: Das ist leider wahr; aber dennoch bin ich erstaunt, daß Sie dieses großartige Geschäft so herunterkommen ließen, daß Sie keinen anderen Ausweg mehr wissen, als es herzugeben, so lang noch ein Stein auf dem andern hält.

Stubenhocker: Aber Sö san auch immer glei so grob, wie da Obergswandtner; wia d' Fabrik ausschaut, geht Ihnen gar nix an, i hab Ihnen jetzt bloß sagen wollen, daß 's wissen, wias dran sand, wann d' Fabrik an Käufer findt. Uebrigens wern Sie schon bedacht werd'n.

Ziegelhauser (spielt mit dem Federmesser und rückt gegen Stubenhocker vor, der in dem Maße immer zurück weicht): Derselbige Käufer wird hübsch lang auf sich warten lassen; übrigens ich hab Sie schon lang satt, Sie sind ein Narr, wie man keinen zweiten findet; Sie haben von Ihrem Herrn Vater viel Geld, aber wenig Verstand geerbt; Sie kommen mir vor, wie ein Hungriger, dem man die beste Speise aufsetzt, aber keinen Löffel gibt dazu; gelernt haben Sie nichts, als daß 2 und 2 vier macht, und kaufmännische Bücher sind für Sie böhmische Dörfer, Sie verdienen für die einfältige Führung Ihrer Fabrik, daß man Sie zum Stadtgelächter mache, wie Sie es unbewußt auch schon lange sind; denn ist irgendwo von Ihnen die Rede, so zuckt man die Achseln, und spricht: Ja so, von dem Esel reden Sie? — Glauben Sie, daß es außer Ihren 4 Pfählen keine Welt gibt, und daß man verhungern muß, wenn man aufhört, von Ihrer blutigen Gnadenbrodsuppen zu essen? Wir kennen Sie alle zur Genüge, bleiben Sie das, was Sie bisher waren, nämlich, ein blinder Thor, und möge es dem Himmel nicht sobald wieder einfallen, die thätig erworbenen Reichthümer betriebsamer Menschen in so ungeschickte Hand zu spielen.

Stubenhocker: Packen Sie sich, oder ich laß Ihnen von der Polizei wegführen.

Ziegelhauser (steckt langsam sein Federmesser ein): Ich empfehle mich gehorsamst, Herr von Stubenhocker, das soll nicht die einzige Rache [sein], die ich mir für Ihre dumme Behandlung genommen hab.

Achter (recte: Neunter) Auftritt:

Stubenhocker (zum Bedienten): Hol mir den Saugoldinger.

Saugoldinger (aus der Niederlage, ein etwas schüchternes Individuum, das auch Verse macht): Was wünschen Herr von Stubenhocker?

Stubenhocker: Sö, Saugoldinger, i muß Ihnen was eröffnen, aber sands deßwegen ruhig; sehns, i bin immer kränklich, und komm selten ausn Zimmer, und da habn mir uns, i und d' Mama, entschlossen, die Fabrik zu verkaufen.

Saugoldinger (erschrickt lebhaft, weil er schon lang in dem verrückten Haus ist): Das ist mir wohl sehr fatal, Herr von Stubenhocker, nun hab ich meine besten Jahre in Ihrem Hause zugebracht, und habe die ganze Zeit nichts gelernt in Ihrem Geschäft, als daß der Ballen 10 Riß und das Riß 480 Bogen hat, und nun komm ich dümmer von Ihnen weg, als ich früher war.

Stubenhocker: Das ist Ihre Schuld, daß nix glernt habn, hätten Sie die Fabriksbrief fleißig studiert, und die neue Papieranschaffung und Preis currant, statt daß s Vers gemacht haben und Kipfeln gessen, so hätt aus Ihnen was wern können; i bin kein Zauberer, i kann Ihnens nit reingießen.

Saugoldinger: Das verlang' ich nicht von Ihnen, denn wo nix vorhanden ist, hat der Kaiser das Recht verloren, aber hätte mir Ihr verrücktes Geschäft nicht die einzige Bürgschaft, nämlich die der Dauer versprochen, so hätte ich mein Glück in fernnen Landen suchen können, ja ich wäre wohl die Wogen des weiten Weltmeeres durchsegelt, um mein Glück in den entzückenden Gefilden Nordamerikas oder Brasiliens zu finden, und zu vergessen, daß es in der Welt ein solches Schaf von einem Chef gibt.

Stubenhocker: Sie sind ein Narr und infamer Flegel, gehns mir ausn Gesicht.

Saugoldinger: Erlauben Sie mir, daß ich ein kleines Gedicht auf Sie improvisiere (setzt sich in pathetische Stellung).

Aufrichtiger Wunsch
verabschiedeter Papierfabriksindividuen

Schicksal, triff mit Deinen Todesblitzen
Diesen Schrenzpapierfabriksbesitzer,
Denn es möcht an diesem Brustthee schwitzen
Einst der Schöpfer vieler großer Schnitzer.
Laß ihn, was er haßt, nur kaltes Wasser saufen
Laß im Tropfbad ihn zum Wiedertäufer taufen,
Laß ihn seh'n den Brand der Banknotenhaufen
Und die Buben um die Kronenthaler raufen;
Laß [ihn] versinken nachts in einem Sumpfe,
So daß der Kopf nur sichtbar ist am Rumpfe,
Laß ihn halten sich an einem Weidenstumpfe,
Bis des Dorfes Jugend ihn befreit im Triumph.
Laß ihn während Sturm und Hagelwettern
Wandeln übern Fluß auf dünnen Brettern,
Laß ihn steile Eisgebirg erklettern,

Angstvoll, tritt er fehle, sich zerschmettern.
 Laß im Winter nackt mit Schnee ihn reiben,
 Und zerschlag ihm <alle> Fensterscheiben,
 Kann er dann vor Zug und Frost nicht bleiben,
 Soll er wi a Pferd die Mühle treiben.
 Laß ihn schwitzen wie ein Wasserträger,
 Rauchfäng kratzen als ein Schornsteinfeger.
 Hunger leiden wie ein Gemenjäger,
 Auszug machen, wie ein Unterweger.
 Laß ihn als Soldat erstürmen Schanzen
 Und ihn prikeln mit der Feinde Lanzen,
 Laß zerfleischen ihn von Filzläus, Flöh und Wanzen
 Und am Ball mit einem Tripper tanzen.
 Stehts, wenn Schmerz und Angst dem Schlummer weichen,
 Soll er nach dem Hochgerichte schleichen.
 Soll, wenn Raben schmausen von den Leichen,
 Zwischen Moder und Verwesung keuchen
 Und am Ende seiner Jammerjahre
 Laß im Traum sich sträuben seine Haare,
 Ausgestreckt sich sehend in der Bahre
 Wie ein schofles Stück verlogner Waare.

Stubenhocker: Johann, Hilfe, er bringt mich um. (Es kommt aber niemand, weil 6 Thüren versperrt sind und Stubenhocker geht im Zimmer auf und ab, schlägt sich auf die Stirne.)

Saugoldinger: (ist wie ein Gespenst verschwunden; Stubenhocker sieht ihn kurz drauf auf der Straße sprechen und den Bauch sich vor Lachen halten).

* * *

Sauter zeigt in seinem Einakter keinerlei dichterische Ambitionen. Besonders mit den infantilen Beschimpfungen des letzten Auftritts sinkt er auf das Niveau von zeitgenössischen banalen Wiener Vorstadtkomödien. Als Saugoldinger nimmt er für sich das Privileg der Narrenfreiheit in Anspruch; er verkörpert einen Nachfolger des Hanswurst, der sich als derber Spaßmacher erlauben darf, den ihm übergeordneten Respektspersonen ungestraft die ärgsten Grobheiten an den Kopf zu werfen. — Sauter hat Saugoldingers Bosheiten nicht in einem Zuge niedergeschrieben, sondern hat sie mit Einschüben versehen und an mehreren Stellen korrigiert. Das Schriftbild der Schimpftiraden unterscheidet sich stark vom Duktus des vorhergehenden Textes. Sauter war sicherlich vom Wein beflügelt, als er die Reimwörter auswählte und den Schluss seiner Posse zu Papier brachte.

Der Rezensent der Sauterausgabe des Julius von der Traun schrieb 1855 in Bäuerles Theaterzeitung, dass er „humoristische Improvisationen und Vaudevilles“ Sauters kenne, „worunter in ihrer Art kleine Meisterstücke“. Uns ist nur die „Zusammengefallene Fabrik“ von all dem erhalten geblieben. Wahrlich kein Meisterwerk der dramatischen Kunst; aber ein Unikat mit biografischen Bezügen, das wert ist, als Erinnerung an Ferdinand Sauter dem Vergessen entrissen zu werden.

Anmerkungen

1 1810–1894; *Constant v. Wurzbach*, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 4. Th., S. 334 ff. [in den folgenden Anm. als *Wurzbach* zit.].

2 1799–1854; Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL), Bd. I, S. 209; *Wurzbach*, 3. Th., S. 412 ff.

3 Der Hernalser Friedhof befand sich zwischen der heutigen Tauber- und Rosensteingasse.

4 Nicht ident mit dem aus Schlesien stammenden Dr. Hans Kudlich (1823–1917), der als Student an der Wiener Revolution 1848 aktiv teilnahm, im selben Jahr als Abgeordneter zum Reichstag den Antrag auf Aufhebung des grundherrlich-bäuerlichen Untertänigkeitsverhältnisses einbrachte und nach den Oktoberunruhen in das Ausland fliehen musste.

5 Bibliografisch nicht nachweisbar.

6 1829–1905; Schriftsteller, Mitarbeiter mehrerer Zeitungen und Zeitschriften (*Wanderer*, *Morgenpost*, *Presse*, *Donauzeitung* u. a.), Gründer des Journalisten- und Schriftstellerverbandes „*Concordia*“; ÖBL, Bd. V, S. 71.

7 Dies war das frühere Hernalser Armenhaus, von Häckel Reichsritter von Rosenstein gestiftet; heute Hernalser Hauptstraße 100.

8 1821–1892; ÖBL, Bd. X, S. 210 f.; *Wurzbach*, 30. Th., S. 128 ff.; zur Biografie auch: *Julius Newald*, *Friedrich Schögl*. Erinnerungen an einen alten Wiener (Wien 1895).

9 1818–1885; recte: Dr. Julius Alexander Schindler; *Wurzbach*, 30. Th., S. 12 ff.; ÖBL, Bd. X, S. 144 ff.

10 1795–1858; recte: Moses Saphir; Herausgeber der polemisch-witzigen Zeitschrift „*Der Humorist*“; *W. Killy*, *Literaturlexikon*, Bd. 10, S. 132 f.

11 Der Sperrdruck einzelner Wörter und die Orthografie entsprechen dem Original.

12 Johann Nestroy wurde am 1. Nov. 1854 Pächter und Direktor des Theaters in der Leopoldstadt (k.k. priv. Carl-Theater), nachdem Carl Carl (recte: Carl Andreas Bernbrunn) am 14. Aug. in Ischl einem Schlaganfall erlegen war. Nestroy behielt die Leitung bis zum 31. Okt. 1860 und übersiedelte anschließend nach Graz, wo er am 25. Mai 1862 verstarb.

13 Ferdinand Sauter.

14 K.k. Theater an der Wien: „Gastvorstellungen der Sennora Dolores Monterito, erste Tänzerin des königl. Theaters in Madrid, in Begleitung des Sennor Gusman und einer spanischen Tänzergesellschaft“ (10 Aufführungen, tägl. v. 31. Okt. bis 9. Nov. 1854). — Wohlwollende Kritik in der „Oesterreichisch-Kaiserlichen Wiener Zeitung“ vom Freitag, 3. Nov.: „Senora Dolores Monterito, die jüngste der spanischen Tänzerinnen, welche das Theater an der Wien vorführte, hat sehr gefallen, weil sie eben — die jüngste ist. Der Vergleich mit den an diesem Theater gesehenen Vorgängerinnen, d. h. Vortänzerinnen, fiel unbedingt zu Gunsten der neuen Erscheinung aus. Ihre Entrechats sind eben auch nicht die gewandtesten, ihre ‚Spitze‘ nicht vollendet sicher, doch ist ihr Tanz lebhaft, decent und feurig zugleich und wird von einer äußerst anmuthigen äußeren Erscheinung unterstützt. Pepa Vargas ist vollständig aus dem Feld geschlagen und Dolores Monterito scheint auf eine dauernde Gunst des Publikums rechnen zu dürfen.“

15 Volksdrama in fünf Aufzügen von Ernst Benjamin Salomo Raupach (1784–1852).

16 „Das Mädl aus der Vorstadt *oder* Ehrlich währt am längsten“, Posse in drei Akten von Johann Nestroy; Erstaufführung am 24. Nov. 1841.

17 Lustspiel in einem Akt von Eugène Scribe; die Erstaufführung wurde auf den 7. Nov. verschoben.

18 „Der Treulose *oder* Saat und Ernte“, Dramatisches Gemälde mit Gesang in 2 Abtheilungen von Johann Nestroy, Musik von Adolph Müller und Karl Binder; Erstaufführung am 5. März 1836.

19 Julius von der Traun (recte: Dr. Julius Alexander Schindler).

20 Dieses Gedicht ist verschollen.

21 Vgl. „Anton Sauter. Eine biographische Skizze“, in: *MGSL* 21 (1881), S. 229 ff.

22 Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Handschriftensammlung (WStLb Hs), I. Nr. 85159. Orthographie und Interpunktion entsprechen dem Autograf, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufgelöst.

23 Dieses Gedicht ist verschollen.

24 Ferdinands Geschwister waren die Brüder Anton, Andreas und Ludwig sowie die Schwester Josepha. Eine laut Taufbuch der Pfarre Werfen am 2. Aug. 1801 geborene und getaufte ältere Schwester Anna Maria Catharina Senensis Theodata starb nach sieben Tagen an „Stoßfraiß“ und wurde am 10. Aug. 1801 begraben.

25 Valentin Josef Willibald Sauter (1774–1810). — Das Totenbuch der Pfarre Gnigl meldet, dass „der wohllede Herr Joseph von Sauter, Gutsbesitzer vom Stadlhof, 35 Jahre alt“ am 26. Sept. 1810 an Luftröhrentzündung verstorben ist.

26 Stadlhof in der Gnigl (später auch Schwarzhof genannt).

27 WStLb Hs, I. Nr. 85158, „Aus Briefen Ferdinand Sauters“.

28 SLA, „Verlaß- und Vormundschaft“ Sauter Katherina, Fasc. VI 2613 ao 1825.

29 Geb. Tittmoning 25. März 1772, gest. Gnigl 31. Mai 1825.

30 Über das arbeitsreiche Leben des Beamten und Historiografen Johann Andreas Seethaler (1762–1844), Pfleger am Landgericht Haag am Hausruck (1816–1824), siehe ÖBL, 55. Lieferung (12. Bd.), S. 107 f.

31 Auch Motschnig, Moschnik geschrieben.

32 Großes Adressbuch der Kaufleute, Fabrikanten und handelnden Gewerbsleute von Europa und den Hauptplätzen der fremden Welttheile, Nr. 13 (Österreich ober und unter der Ens [sic!]), S. 84 f., Verlag von Leuchs & Comp. (Nürnberg 1844).

33 Das stattliche Bürgerhaus am Stadtplatz 11 ist noch heute in Wels unter dem Namen „Motschnigg-Haus“ allgemein bekannt.

34 Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensskizze aus dessen Nachlasse herausgegeben von *Julius von der Traun* (Wien 1855), S. XIII.

35 1799–1872; ab Herbst 1817 Hauslehrer der Brüder Sauter; Prälat von St. Florian (Profesß 1823); *Wurzbach*, 40. Th., S. 160 ff.; siehe auch *Wilhelm Pailler*, Jodok Stülz, Prälat von St. Florian (Linz 1876).

36 Im Original nicht erhalten; zit. nach *Julius von der Traun*, Gedichte (wie Anm. 34), S. XIV f.

37 Die auf Julius von der Traun zurückgehende Behauptung, Ferdinand Sauter sei im Herbst 1825 nach Wien gekommen, ist unrichtig.

38 Bernhard Ludwig Sauter (20. Mai 1805 – 30. März 1827).

39 Anton war ab Herbst 1826 für 1½ Jahre „Secundärarzt“ am Salzburger St.-Johanns-Spital.

40 Dieser Brief ist nicht erhalten.

41 Siehe Anm. 27.

42 Anna Sauter, geb. Babitzki (1800–1857), seit 1829 mit Anton Eleutherius Sauter verheiratet.

43 SMCA, Bibliothek, Autographen, I. Nr. A1; handschriftliche Vermerke Anton Sauters auf dem Umschlag: „Attestirt von seinem Bruder, Dr. Anton Sauter, k.k. Kreis-Physikus zu Salzburg“ und auf der ersten Seite: „Erstes Gedicht von Ferdinand Sauter im J. 1826 von ihm selbst geschrieben. Anton Sauter“. — Ein zweites Autograf Ferdinand Sauters in WStLb Hs, I. Nr. 40447, mit handschriftlichem Zusatz Ferdinand Sauters: „Mein erstes Gedicht, 15.7.[1]827“.

44 Siehe Anm. 35.

45 1835.

46 Anton Sauter war seit 1836 Bezirksarzt in Mittersill.

47 Von Anton Sauter im Autograf gestrichen.

48 Josepha Catharina Senensis Gertrud (1807–1882); seit 1831 vermählt mit Anton Ritter von Guttenberg.

49 Anton Sauter war zu dieser Zeit Kreisarzt in Ried im Innkreis, ließ sich aber 1840 aus gesundheitlichen Gründen nach Steyr versetzen; von 1848 bis 1871 war er Kreis- und Bezirksarzt in Salzburg.

50 Friedrich Halm; recte: Eligius v. Münch-Bellinghausen (1806–1871).

51 Drei erotische Gedichte hat Sauters Freund und Dichterkollege Ludwig August Frankl aufgeschrieben; WStLb Hs, I. Nr. 37531; mehr ist in öffentlichen Sammlungen nicht erhalten.

52 *Ludwig Laher*, Aufgeklappt (Innsbruck 2003).

53 Siehe Anm. 1.

54 Pseudonym Leberecht Flott, Lyriker und Schriftsteller, Beamter der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft; 1819–1889; ÖBL, Bd. I, S. 334 (dort falsch: Leberecht Flok); *Wurzbach*, 4. Th., S. 276.

55 Die Fassung „Verkaufts mei' Gwand, i fahr in'n Himmel“ stammt nicht von F. Sauter.

56 1804–1875; siehe Johann Gabriel Seidls ausgewählte Werke in vier Bänden, hg. Dr. Wolfgang v. Wurzbach, Bd. 1, S. XXIV ff.

57 Johann Nepomuk Vogl, 1802–1866, Lyriker und Epiker; *Wurzbach*, 51. Th., S. 178 ff.; siehe auch *August Schmidt*, Johann-Nepomuk Vogl als Dichter und Mensch (Wien 1868).

58 1827–1860; *Wurzbach* (wie Anm. 1), 34. Th., S. 84 ff.

59 WStLb Hs, I. Nr. 40519; der vorletzte Vers lautet dort aber: „Deshalb Wandrer zieh doch weiter,“.

60 Im Original unterstrichen. Die Rechtschreibfehler des Originals wurden beibehalten.

61 1824–1879; Schriftsteller, Journalist und Übersetzer; *Wurzbach*, 14. Th., S. 108 ff.; ÖBL, Bd. V, S. 3 f.

62 „A G'hauter“: Wiener Dialektausdruck für „ein erfahrener, kluger Mensch“.

63 Johann Georg Elterlein (1806–1882) war 1869–1881 Bürgermeister der damals von Wien unabhängigen Gemeinde Hernals (heute: 17. Wiener Gemeindebezirk).

64 Die „k.k. priv. erste österr. Metallsärge-Fabrik von A. M. Beschorner und Comp., in Wien, Neubau, Dreilaufgasse Nr. 15 (Niederlage: Bürgerspital, nächst dem k.k. Hofoperntheater)“, rühmt ihre Produkte im „Industrie=Anzeiger“ des von Anton Langer red. „Hans Jörgel's von Gumpoldskirchen illustr. österr. Volks-Kalender“ in einer ganzseitigen Annonce: „[...] Wir haben keine Mühe und Kosten gescheut, um unsere Metallsärge auf einen solchen Höhepunkt der Vollkommenheit in Bezug auf zweckmäßige Festigkeit, Eleganz und was insbesondere hervorzuheben ist, die Billigkeit im Preise zu bringen, daß wir allen Anforderungen des P.T. Publikums in Hinsicht auf Größe und Form, Einfachheit und Pracht Genüge leisten können. [...]“ — Sauters Begräbnis war für die Sargfabrik eine willkommene Reklame.

65 Hernalser Friedhof, Gruppe B, Grab Nr. 23.

66 Bereits damals war Sauters Grabschrift durch den oben erwähnten, von Julius von der Traun verursachten Fehler („Fragt nicht“ statt „Frag nicht“) verfälscht. Auch Langer zitiert im Spendenaufruf Sauters Grabschrift unrichtig.

67 Siehe Anm. 8.

68 1830–1906.

69 1835–1893.

70 Siehe *Hermann Loimer*, Ferdinand Sauter — Ein Wiener Original aus Salzburg, in: *MGSL* 134 (1994), S. 598 f.

71 Siehe *ebda.*, S. 602.

72 „Wiener Blut. Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau“ (Wien, Vlg. Rosner 1873). Dies ist der erste Teil einer Trilogie, die mit „Wiener Luft“ und „Wienerisches“ fortgesetzt wurde.

73 Siehe Anm. 57.

74 A. Hartlebens Verlag, Wien-Pest-Leipzig, 1875.

75 Jetzt zum politischen Bezirk Wien-Umgebung gehörend, südlich von Fischamend.

76 Die Neusiedler AG besteht noch heute und ist einer der bedeutendsten europäischen Hersteller von Büropapier, betreibt insgesamt sieben Werke in Österreich (Papier- und Zellulosefabrik in Kematen/Ybbs, Papierfabrik Theresiental in Ulmerfeld-Hausmening bei Amstetten, NÖ.), in der Slowakei (Ružomberok), Ungarn (Szolnok, Dunaújváros), Israel (Hadera) und der zur GUS gehörigen Republik Komi (Syktyvkar).

77 Der Sohn des bereits verstorbenen Journalisten Friedrich Schlögl.

78 Geb. 6. Juli 1850, gest. 27. März 1937.

79 1806–1892.

80 Vgl. Anm. 48.

81 „Neues von Ferdinand Sauter. Ein Besuch beim Sauterforscher Otto Pfeiffer“, *Bote aus der Buckligen Welt*, 1. Jg., Nr. 9, 15. Mai 1928.

82 „Es waren dies Adolf Much, Hausbesitzer in Mariahilf, und Dr. med. Ferdinand Much, zwei gute Freunde Ferdinand Sauters.“ (Wegmann).

- 83 1820–1887, Pseudonym Johann Rumpelmeyer; *Wurzbach*, 20. Th., S. 384 ff.; ÖBL, VI. Bd., S. 150 f.
- 84 Der Stiefelknecht gehört heute zu den Beständen des Hernalser Bezirksmuseums.
- 85 Siehe *Loimer* (wie Anm. 70), S. 613.
- 86 WStLb Hs, I. Nr. 142381.
- 87 Der Schlussvers ist auch in folgender Fassung überliefert: *Immer mehr und mehr – versaut er.*
- 88 Mittlere Hauptgasse (heute Neulerchenfelder Straße) Nr. 77.
- 89 Geb. 10. Dez. 1882 in Berlin, gest. 10. Dez. 1937 in Wien.
- 90 1814–1875, Dramatiker und Journalist; *Wurzbach*, 10. Th., S. 360 ff.
- 91 Neu hg. Georg Olms Verlag, Hildesheim 1995, 1. Heft, 6. Lieferung, S. 47.
- 92 „Zu finden bei Ignaz Eder, Kupferstichhändler am Thury, in der Flecksiedergasse Nr. 76, zum guten Hirten im eigenen Hause“; WStLb Hs, I. Nr. 16764.
- 93 Bergland Verlag, Wien 1969, Österreich-Reihe Band 363/364, S. 14.
- 94 Geb. 19. Juli 1890 in Mies (Egerland/Böhmen; jetzt: Střibro/Tschechien), gest. 28. Feb. 1986 in Salzburg.
- 95 Verlag Carl Gerolds Sohn, Wien. Im Jahr 1927 wurde der nicht verkaufte Rest der Erstauflage als verbesserte wohlfeile Volksausgabe angeboten; eine für 1929 geplante Nachtragsausgabe ist nie zustande gekommen.
- 96 Als Beispiel sei Deißingers 1936 in Reclams Universalbibliothek als Band 7425 erschienene „Alpennovelle“ genannt, die er nach dem Krieg neu verfasste und 1951 im Salzburger Verlag „Das Bergland-Buch“ herausgab.
- 97 Hermann von Gilm, Ritter zu Rosenegg (1812–1864).
- 98 Nachlass Hans Deißinger, Stiftung Salzburger Literaturarchiv.
- 99 Broschiert: S 15,—; in Halbleinen geb.: S 16,50; in Halbleder geb.: S 22,—.
- 100 Damals Leiter des Verlags von Carl Gerolds Sohn, Wien.
- 101 Gilms Gedicht „Preßfreiheit“ hat sich nicht nur in Börners und Deißinger-Pfeiffers Ausgabe verirrt, sondern ist auch 1940 in Otto Steins Sauterbrevier abgedruckt worden.
- 102 Schwiegertochter des Anton Eleutherius Sauter und Ehefrau seines Sohnes Ludwig; siehe Beiträge zur Salzburger Familiengeschichte. 19. Sauter und Sauter von Riedeneegg, in: MGSL 72 (1932), S. 45 ff. (mit zahlreichen Flüchtigkeitsfehlern!).
- 103 WStLB Hs. I. Nr. 71943 Jb.
- 104 Zeilenumbruch und Unterstreichungen entsprechen dem Original.
- 105 Sauter hatte das Konvolut bei einem Greißler versetzt; siehe *Friedrich Schlögl*, Über Ferdinand Sauter, den Dichter und Sonderling (Wien—Leipzig 1884), S. 25 f.
- 106 1883–1967.
- 107 „Wiener Zeitung“, 222. Jg. Nr. 294.
- 108 Siehe Anm. 35.
- 109 Literaturhaus Eizenbergerhof, Salzburg.
- 110 Nachdruck eines in der avantgardistischen Zeitschrift „Österreichisches Alphabet“ erschienenen Aufsatzes.
- 111 Otto Nicolai, Komponist (1810–1849), 1841 Nachfolger C. Kreutzers als Hofkapellmeister in Wien, Gründer 1842 der Philharmonischen Konzerte und Mitbegründer des Orchesters der Wiener Philharmoniker; Hauptwerk „Die lustigen Weiber von Windsor“ (1849).
- 112 „Ferdinand Sauter. Mit ungedruckten Gedichten und einer Bibliographie“, Vlg. O. Kerry, Wien.
- 113 „Ferdinand Sauter“, Otto Müller Verlag, Salzburg, S. 120–136.
- 114 Siehe Anm. 25.
- 115 *Leuvense Bijdragen, Tijdschrift voor Moderne Filologie*, XLVIe Jaargang (1956/57), S. 82 ff.
- 116 „Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein, in den Auen läutest du“; op. 123; komponiert 1823, gedruckt 1830.
- 117 1796–1882.
- 118 Salzburger Kulturbericht Folge 10, abgedruckt in der „Salzburger Landes-Zeitung“ vom 24. April 1954.

- 119 1766–1846.
 120 1809–1882.
 121 1896–1978.
 122 1879–1970.
 123 Kunstverlag Anton Schroll & Co., Wien, S. 122–135.
 124 1883–1951.
 125 Globus Verlag, Wien, 1946, S. 7–13.
 126 „Dichterbildnisse aus Alt- und Neu-Wien“, Bergland Verlag, Wien, 1969, S. 9–14.
 127 Österreichischer Bundesverlag, Wien, 1984, S. 47–50.
 128 WStLb Hs, I. Nr. 77485 u. 77486.
 129 1875–1965.
 130 Verlag Wallishausser, Wien.
 131 1874–1949.
 132 Recte: Felix Biedermann; 1870–1928.
 133 1887–1965.
 134 VOR-Verlag, Wien–Zwettl–Leipzig, 1925.
 135 1884–1971; Danszky war Mitglied der literarischen Tischgesellschaft „Appel-Stürzer-Runde“, der auch Franz Theodor Csokor, Erwin Herbert Rainalter, Josef Weinheber und Anton Wildgans angehörten.
 136 Verlag C. Schmeidel, Wien, 1948.
 137 Geb. 1955.
 138 Siehe Anm. 52.
 139 1807–1845.
 140 Franz Xaver Wolfgang Mozart, 1791–1844,
 141 WStLb Hs, I. Nr. 39382–39387.
 142 „Aufgeklappt“, Kapitel XXVIII, S. 95 ff.
 143 Siehe z. B. *Buchowiecki*, Ferdinand Sauter (Wien 1972), S. 12 ff. (siehe Anm. 112).
 144 Für diesen Exkurs wurden vor allem folgende Quellen verwendet: *Johann Heinrich Zedler*, Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste (1732–1750), 26. Band, P–Pd (1740), Sp. 638 ff., sowie *Johann Samuel Ersch* u. *Johann Gottfried Gruber*, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste (1818–1889), Section 3, Theil 11, Panvinus–Parcenzew (1838), S. 75 ff.
 145 Die Enzyklopädie von *Ersch/Gruber* (wie Anm. 144), berichtet von einem „wohlgerichteten Lumpenhandel“ in einigen Stapelplätzen am Rhein: „... der Fabricant kann sich dort mit Hadern aller Art versorgen, welche, wohl sortirt und frei von Schmutz, ihm gut verpackt unter der Benennung: SPEE als reine gebleichte flächsene, SPE gebleichte wergne und harte, HW halbgebleichte, EE ungebleichte linnene und wergne, EB feine und grobe blaue, EX Sackhadern überlassen werden“ und klagt, „daß der Teutsche sich leider noch immer gern mit geringem, aber wohlfeilem Schreibpapier begnügt, und selbst die Behörden noch fodern, daß ihre Arbeiter sich auf grauem Conceptpapier die Augen verderben und so eine doppelt schädliche Sparsamkeit geltend machen.“
 146 Sauter wollte das Spiel ursprünglich mit diesem achten Auftritt beenden, hat aber nachträglich die folgende, ebenfalls mit „achter Auftritt“ überschriebene Schlusszene beigefügt, in welcher er sich selbst als Saugoldinger darstellt.

Anschrift des Verfassers:
 Dr. Hermann Loimer
 Lederwaschgasse 16/8
 A-5020 Salzburg